

Neue Deutsche Hefte

Beiträge zur europäischen Gegenwart
mit den »Kritischen Blättern«

I N H A L T

Heft **76**

NOVEMBER 1960

Carlo Schmid Buch und Gesellschaft · Kurt Marti Gedichte · Hans Schwab-Felisch Otto Flake zum Gruß · J. G. Begegnung mit Otto Flake · Martin Kessel Das Leistungsprinzip · Franz Bächtli Zur Dichtung René Chars · Günter Eich Meine sieben jungen Freunde · Dolf Sternberger Rede zum Gedächtnis Friedrich Gundolls · Johann A. v. Rantau Der preußische Kultusminister C. H. Becker · R. H. Schriftsteller über die Bundesrepublik · J. G. Chronik · K. G. S. Bibliographie romanischer Zeitschriften Buchbesprechungen

VERLAGSORT GÜTERSLOH

SIGBERT MOHN VERLAG

NEUE DEUTSCHE HEFTE

Herausgegeben von Joachim Günther und Rudolf Hartung

Heft 76 – November 1960

Carlo Schmid: Buch und Gesellschaft	673
Kurt Marti: Gedichte	690
Hans Schwab-Felisch: Otto Flake zum Gruß. Zu seinem 80. Geburtstag	694
J. G.: Begegnung mit Otto Flake	698
Martin Kessel: Das Leistungsprinzip	700
Franz Büchler: Zur Dichtung René Chars	702
Günter Eich: Meine sieben jungen Freunde. Ein Hörspiel	709

BLICK IN DIE ZEIT

Dolf Sternberger: Rede zum Gedächtnis Friedrich Gundolfs	734
Johann Albrecht von Rantzau: Der preußische Kultusminister C.H. Becker	738

KRITISCHE BLÄTTER

R. H.: Schriftsteller über die Bundesrepublik	742
Herbert Singer: Eugenio Montale/Glorie des Mittags. Gedichte	745
Hellmut Jaesrich: Alfred Andersch/Die Rote. Roman	747
Hedwig Rohde: Hermann Stahl/Tage der Schlehen. Roman	748
Hans Daiber: Ernst Kreuder/Agimos oder Die Weltgehilfen. Roman . .	749
Hans Kricheldorf: Thomas Münster/Die sardische Hirtin. Roman . . .	750
Wilfried Berghahn: Erich Fried/Ein Soldat und ein Mädchen. Roman .	751
Jürgen Becker: Werner Kraft/Der Wirrwarr. Roman	753
Walter Lennig: Simone de Beauvoir / Memoiren einer Tochter aus gutem Hause	754
Joachim Günther: Hans Weigel/Flucht vor der Größe	755
Kurt Ihlenfeld: Werner Weber/Zeit ohne Zeit. Aufsätze zur Literatur .	756

FORUM

J. G.: Chronik	758
K. G. S.: Bibliographie romanischer Zeitschriften	759
Notizen	760

Die „Neuen Deutschen Hefte“ erscheinen monatlich. Preis je Heft im Abonnement 3,- DM (zuzüglich Zustellgebühr); einzeln 3,50 DM; für Studenten im Abonnement 2,50 DM. Redaktion: Joachim Günther, Berlin-Lankwitz, Kindelbergweg 7, und Dr. Rudolf Hartung, Berlin-Lichterfelde-West, Geibelstraße 4. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Rückporto ist beizufügen. Unverlangt eingehende Bücher können nicht zurückgesandt werden. Sigbert Mohn Verlag, Gütersloh. Umschlag S. Kortemeier. Gesamtherstellung Mohn & Co GmbH, Gütersloh. Die „Neuen Deutschen Hefte“ können durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag bezogen werden. Printed in Germany

Was ein Buch ist, wissen wir alle aus täglichem Umgang. Es ist ein Doppeltes: einmal etwas, das durch aufgereihete Zeichen, die Buchstaben, eine Aussage machen will, aus der wir lernen können, die uns unterhalten kann, die unser logisches Urteil herausfordert oder schlicht eine Feststellung trifft. Außerdem aber ist es ein Ding, das durch die Art seiner Fügung, durch sein Erscheinungsbild also, uns als schön oder häßlich vorkommt, uns also durch das bloße Anschauen Lust oder Unlust beschert und damit zu einem möglichen Gegenstand ästhetischen Urteilens und Genießens wird. In beiden Fällen aber ist das Buch Produkt einer geistigen Leistung, denn auch die Gestalt ist ein vom Geiste her Bestimmtes.

Was wollen wir unter Gesellschaft verstehen? Nach Hegel ist sie im Gegensatz zum Staate, der die Verwirklichung des Geistes, der Vernunft ist, das System der Bedürfnisse. Ich möchte den Begriff in Anlehnung an Hegel so definieren:

Die Gesellschaft ist der sich im Hinblick auf die Befriedigung der Bedürfnisse sowohl der Individuen als ihrer durch Einverständnis sich formenden Gruppen bildende und im Wege der Selbstregulierung sich immerwährend umbildende Zusammenschluß anonymer Individuen.

Eine Verbindung von Buch und Gesellschaft kann durch den Warencharakter des Buches entstehen, denn das Buch hat – mit Ausnahme des Tagebuches, das man für sich selber niederschreibt, oder der heiligen Schriften esoterischer Zirkel – immer auch Warencharakter, auch dann, wenn es von einem Mäzen oder philanthropischen Organisationen ausgestreut wird, denn der Mäzen und der Philanthrop haben es kaufen oder in Auftrag geben und nach dem Marktpreis für die geforderte Leistung bezahlen müssen.

Die Beziehung kann auch darin bestehen, daß gewisse Gesellschaftsformen und gewisse immanente Faktoren gesellschaftlicher Zustände den Kauf von Büchern eher fördern oder eher schmälern können. Von dieser Art Beziehungen wird in diesem Vortrag nicht die Rede sein, denn der rein kommerzielle Aspekt interessiert mich nicht. Ebenso wenig interessiert mich in diesem Zusammenhang, was an Comic-Strips und so weiter auf den Markt geworfen wird. Hier handelt es sich nicht um Bücher, sondern um bedrucktes Papier, das nicht „gelesen“, sondern „verbraucht“ werden will.

Die Beziehung des Buches als Ware zur Gesellschaft kann aber auch darin bestehen, daß gewisse Zustände der Gesellschaft es erzwingen, daß das Buch in einer bestimmten Weise angeboten wird. Die Art und Weise, wie es, um besser verkauft zu werden, ausgestattet und „unter die Leute gebracht“ wird, kann die Rolle des Buches gegenüber der Rolle, die es zu anderen Zeiten spielte, verändern, und diese Veränderung kann verstanden werden als Rückwirkung der Gesellschaft auf das Buch und als Rückwirkung des Buches auf die Gesellschaft. Davon soll heute gehandelt werden.

Das Buch ist, für sich allein genommen, wertneutral wie jeder andere Gegen-

stand, der nicht durch sich allein zu handeln vermag. Es bekommt Wert oder Unwert, je nachdem was die Menschen damit anfangen.

Es ist gemacht, um „gelesen“ zu werden. Lesen bedeutet aber nicht nur das Zusammenlesen und Aneinanderreihen der einzelnen Zeichen, deren Reihen uns eine Aussage vermitteln, es bedeutet auch Auslesen. Auslesen aber kann man nur, wenn man einen Maßstab hat, eine Tafel begriffener Werte oder einen durch lange Erfahrung sicher gewordenen Instinkt für das Zuträgliche, das Gefährdende, das Abträgliche. Es ist also der Leser selbst, der das Buch zu dem macht, als das es wirkt. Er kann sich von ihm befruchten, und er kann sich von ihm „anstecken“ lassen. Man könnte die Fabel des Äsop von der Zunge sinngemäß auf das Buch anwenden, jene Fabel, die lautet: Der Herr des Äsop schickte ihn, den Sklaven, auf den Markt, damit er ihm das Beste bringe. Äsop brachte eine Zunge. Anderen Tags schickte der Herr den Sklaven wieder zum Markt, damit er ihm das Schlechteste bringe. Äsop brachte wieder eine Zunge. Auf die verwunderte Frage des Herrn kam die Antwort „je nachdem, was du mit ihr tust, ist die Zunge das Beste und das Schlechteste“. Aber unstreitig kann ein Buch den Leser „in den Griff“ bekommen. Es kann stärker sein als dessen Kraft, ihm aus eigenem zu begegnen, seiner Herr zu werden, es zu richten und dabei entweder zu verwerfen oder es aus moralisch, geistig, ästhetisch zureichenden Gründen sich anzueignen. Wo das Buch den Leser in den Griff bekommen hat, mag man diesen einen schlechten, einen ungenügenden Leser nennen – es bleibt bestehen, daß es vielleicht das Buch selber war, was den Leser schlecht gemacht hat, indem es ihn verführte und mit gefällig angebotenen Reizen um sich selber betrog.

Dieses Verhältnis: Richten des Buches durch den Leser und Formung des Lesers durch das Buch, schafft eine dialektische Beziehung, die sich im einzelnen Leser in dem aufhebt, was der Leser durch das Lesen geworden ist: entweder ein in dem, als was er angelegt ist, Entfalteter, oder ein um seine Möglichkeiten Betrogener.

Diese dialektische Beziehung besteht aber auch als gesellschaftliches Phänomen – insoweit als das massierte Verhalten der Individuen dem kollektiven System ihrer Bedürfnisse eine bestimmte Note gibt, so wie diese wiederum auf das Verhalten der Individuen zurückwirkt. Eine bestimmte Verfassung der Leser vermag die Ergiebigkeit des Gesellschaftszweckes zu steigern, eine andere, sie zu mindern oder abseitig zu machen. Ein bestimmter Zustand der Gesellschaft vermag die Chancen, „richtige“ Leser werden zu lassen, vergrößern; ein anderer Zustand mag diese Chance mindern.

Das vorstehend Gesagte ist nicht in dem Sinn zu verstehen, als ob der Mensch nur als ein von seiner gesellschaftlichen Lage bestimmtes Individuum zu denken und zu werten vermöge, etwa als Glied seiner Klasse und damit als Vollstrecker eines Klassenbewußtseins (Karl Marx) oder in dem Sinn, daß, was im Menschen denkt, gar nicht der Mensch selber sei, sondern seine soziale Gemeinschaft, so daß er gar nicht anders denken könne als so, wie es aus den in seinem Hirn sich konzentrierenden Einflüssen der ihn umgebenden sozialen Umwelt mit Notwendigkeit sich ergäbe, wie Ludwig Gumplovitz meinte.

Was ich sagte, ist etwa in dem Sinne zu verstehen, in dem Goethe am 17. Februar 1832 zu Eckermann sprach: „Im Grunde sind wir kollektive Wesen, wir mögen uns stellen, wie wir wollen. Denn wie wenig es haben und sind wir, das wir im reinsten Sinne unser Eigentum nennen! Wir müssen alle empfangen und lernen, sowohl von denen, die vor uns waren, als von denen, die mit uns sind. Selbst das größte Genie würde nicht weit kommen, wenn es alles seinem eigenen Inneren verdanken wollte! Das begreifen aber sehr viele gute Menschen nicht. Als ob sich die Welt nicht bei jedem Schritt aufdrängte und aus ihnen trotz ihrer eigenen Dummheit etwas machte! Ja, ich behaupte, wenn ein solcher Künstler nur an den Wänden dieses Zimmers vorüberginge und auf die Handzeichnungen einiger großer Meister, womit ich sie behängt habe, nur flüchtige Blicke würde – er müßte, wenn er überhaupt einiges Genie hätte, als ein anderer und Höherer von hier gehen.“

Der Mensch verhält sich als ein von seiner Umwelt geprägtes Wesen, und, von ihr geprägt, prägt er sie. In jedem Wechselschlag ist er er selbst und ist seine Umwelt sie selbst. „Aufgehoben“ im Sinne des Vernichtigenden wird nur der jeweilige Zustand; aufgehoben im Sinne des Bewahrtwerdens wird die Selbstbestätigung in Prägen und Geprägtsein.

So kommt es, daß der Mensch die geistigen Werte schafft und die Gesellschaft sie speichert und aufstaut und so kommenden Geschlechtern vermitteln kann, die dann, durch sie geprägt, sich ihrer von einem neuen System der Bedürfnisse aus bemächtigen. Bemächtigen aber heißt vielerlei; es kann heißen bestätigen, abwandeln, umwälzen ...

In Vorzeiten geschah diese Vermittlung durch die mündliche Überlieferung. Doch diese Zeiten sind für uns längst zum goldenen Rauch der Sage geworden. Heute geschieht diese Vermittlung durch das Buch. Es ist in der Hand des Menschen Erhalter und Zerstörer der Ordnung und der Ordnungen, und manches Buch war durch sich selber so gewaltig, daß es – gesellschaftlich betrachtet – den Widerstand der Menschen zu brechen imstande war und aus einem bloßen Instrument für eine Weile zum selbsthandelnden, gleichsam dämonischen Wesen wurde – freilich für eine Weile nur. Dann bekam es die Gesellschaft in den Griff und stückte es, begriffen wie je und je Ort und Zeit es nahelegten, dem System ihrer Bedürfnisse ein. Auch hierfür gilt Pascals Wort, daß ein Meridian das Ja oder Nein, Wert oder Unwert bestimmen könne.

Nicht jeder Aufschrieb ist ein Buch. Er wird es nur, wenn er für einen Leser bestimmt ist. Das innere Zwiegespräch ist auch dann kein Buch, wenn es niedergeschrieben wurde. Dazu wird es, wenn es mitgeteilt werden soll oder durch andere mitgeteilt wird. Nicht nur die Anrede, auch die Konfession geht immer einem Dritten gegenüber vor sich.

Das „cogito, ergo sum“ kann ganz und gar auf das Individuum bezogen bleiben. Sobald ich aber sage: „ich spreche“, muß ich fortfahren: „also sind wir“. Und was ist denn das Buch anderes als ein „ich spreche“, das sich an alle richtet, die hören wollen? Damit ist das Buch von sich aus ein gesellschaftliches Phänomen, ein Ausdruck des Wir-Bewußtseins, etwas, das über den

engen Bereich, den der Gefühlsausbruch zu erreichen vermag, in eine unbegrenzte Ferne zu wirken imstande ist.

So leitet das Buch eine Ursachenreihe ein, die nie abreißt – trotz aller Bücherverbrennungen! Denn es gibt ein Buch immer nur im Zusammenhang mit anderen Büchern; es gibt kein Buch, das für sich selber stünde, auch das originalste aller Bücher nicht. Das erste Buch hat eine unendliche Reihe eingeleitet, einen Prozeß, der bewegt wird von der Dialektik des Herzens und des Geistes, von Innenwelt und Umwelt und der diese Dialektik selbst in Bewegung hält.

Die Epochen unserer Geschichte – um nur von Europa zu reden – sind auch Epochen des sich wandelnden Verhältnisses der Gesellschaft zum Buch und des Buches zur Gesellschaft.

Das Menschenbild der Antike war die rundum in Leib, Geist und Seele ausgeformte Persönlichkeit. Aristoteleis kai hypeirochon emmenai allon ..., war das Ziel der Erziehung. Bildung vermittelte das gesprochene Wort, das des Dichters oder das des Erziehers, der zu seinem Schüler in der unmittelbarsten aller denkbaren Beziehungen stand. Das Buch war etwas höchst Privates, nicht in die Gesellschaft Hineinwirkendes, auch dann nicht, als die großen Bibliotheken des Altertums entstanden. In der Zeit der Handschriften mußte das Buch das Privileg einer Elite bleiben, auch dann, als die Religionen entstanden und die Welt eroberten, deren Kern nicht Bilder und Bräuche waren, sondern ein Buch: die Bibel. Das Lesenkönnen, das „Das-Buch-Verstehen“, das „Schriftgelehrter-Sein“ machte auch den ärmsten Rabbi, den ärmsten Kleriker zu einem die Gesellschaft in mancher ihrer Schichtungen bestimmenden Faktor. Er wirkte aus dem Buche, aber nicht durch Bücher, sondern durch das gesprochene Wort. Das Buch drang nicht in die Gesellschaft ein: es lag in der Bundeslade, es lag auf dem Altare.

Dieser esoterische Charakter des Buches setzt sich im Mittelalter fort. Dessen Erziehungsideal war nicht in erster Linie der in allem Humanen voll entfaltete Mensch, sondern der in einer Ordnung, die Himmel und Erde verbindet, „geordnete“ Mensch, der sich auf Erden die felicitas terrena erwirbt, die Voraussetzung für die felicitas aeterna im Himmel ist. Dafür gab es zwei Wege: die Frömmigkeit der Selbstbescheidung in der vita contemplativa und die Gottesritterschaft der militia dei in der vita activa. Predigt und Meditation, Heiligenleben und das lebendige Beispiel waren wichtiger als das Buch. Die Liedersammlungen der Minnesänger und die Heldenlieder waren nicht für ein breites Publikum bestimmt, sondern für einen kleinen Kreis Menschen des höfischen Lebens. Im übrigen hatte man theologische Traktate, Andachtsbücher, Rechtsbücher und politische Streitschriften im Kampfe zwischen irdischer und geistlicher Gewalt. In alldem suchte man nicht Bildung oder Ausbildung, sondern die Aneignung von Wissen, das man für das irdische und die Vorbereitung des ewigen Lebens brauchte. Der Bücherleser war oft mit dem Bücherschreiber und -abschreiber identisch. Das Buch war aktiv und passiv Sache der Kleriker und später der Juristen; es war ein ständisches Requisite.

Freilich wurde damals schon einigen litterati der Sorbonne – wissenschaftlich denkenden Praktikern, würden wir heute sagen – bewußt, welche Bedeutung dem Buche als Massenformungsmittel zukommen kann: Pierre Dubois fordert um das Jahr 1300 in seinem Traktat „Über die Wiedereroberung des Heiligen Landes“, man solle, um die Völker des Orients in den Lebenskreis des Abendlandes aufnehmen zu können – zu welchem Behufe man sie zunächst dahin bringen müsse, in den Vorstellungsformen des Abendlandes zu denken –, Unterrichtsbücher einheitlichen Gepräges schaffen und verbreiten, aus deren Studium dann eine homogene abendländische Menschheit und Gesellschaft hervorgehen werde. Hier ist im Gedanken schon völlig vorgeformt, was einmal die Grundvorstellung der französischen Normalschule werden sollte, durch deren an einheitlich konzipierten Lehr- und Schulbüchern orientierte Tätigkeit die Homogenität der französischen Nation mehr geformt worden ist als durch das bloße Wirken politischer und gesellschaftlicher Faktoren. Vielleicht darf ich hier schon einen Gedanken einschalten, der eigentlich in einen späteren Zusammenhang gehörte, aber dort nicht fehl am Platze ist, wo von der Wirkung der von der Sorbonne ausgehenden Literatur auf die Bildung der französischen Nation die Rede ist. Ohne geschriebene Literatur kann es ein Volk geben, aber nicht die Nation. Das Volk ist geschichtsträchtig, aber nicht geschichtsmächtig. Dies wird es, wenn es sich zur Nation umformt, Nation im Sinne der Definition begriffen, die der heilige Augustin gibt: eine Gemeinschaft von Menschen, die sich durch eine gemeinsame Liebe zu den Dingen, die ihnen wert sind, zusammengeschlossen wissen. Diese gemeinsamen Werte und die gemeinsame Liebe zu ihnen lassen sich aber innerhalb großer Gemeinschaften nur erkennen, wenn sie sich in einer Literatur niedergeschlagen haben. Nur dann kann über das Biologische und Pragmatische hinaus das Ja zu einem gemeinsamen Schicksal und zur gemeinsamen Verwirklichung eines Menschenbildes gesprochen werden, das einen Gemeinwillen und ein Nationalbewußtsein möglich macht. So hat es wohl auch Fichte verstanden, als er von der Kulturnation sprach. In seiner Literatur erlebt ein Volk, ob es die Fähigkeit zur Nation besitzt: stellt ihm doch seine Literatur – das Buch – vor Augen, welche Möglichkeiten der Ausprägung des Menschlichen ihm zugeordnet sein könnten.

Doch dies war im Mittelalter erst „angelegt“ und alles andere als allgemeiner Inhalt des Selbstbewußtseins der Gesellschaft. Es war die Lektüre der antiken Schriftsteller, die in einer schmalen Schicht die Vorstellung weckte, daß man sein Leben nicht dadurch erfülle, daß man die Gegebenheiten der Geschichte, die angetroffenen Ordnungen des Zusammenlebens und der überlieferten Denk- und Glaubenswelt einfach hinnimmt, sondern dadurch, daß man in allen Schichten des Volkes die Tugenden entwickelte und vergegenwärtige, die nach den Dichtern und Geschichtsschreibern der Alten der Ruhm jener Zeiten waren, deren Größe noch die Trümmer ihrer steinernen Monumente vermittelten.

So entstand eine neue Elite. Nicht mehr Kleriker, nicht mehr die Tafelrunden der Ritterzeit, nicht mehr die Minnesänger an den Liebeshöfen der Provence

bildeten die Schicht, die die Leitbilder der neuen Zeit aufstellte, sondern die Humanisten, jene wenigen an den Büchern der Antike Gebildeten, die über das Mönchslatein hinaus so viel Latein und Griechisch konnten, daß sie unmittelbar aus den Quellen der Antike zu schöpfen vermochten. Vorhut und Vorbild dieses Aufbruchs war Petrarca, jener Mann, der sich die erste Privatbibliothek zugelegt hat, von der wir wissen. Der Gebildete begann, sich im Buche einen Kanon der Humanitas zusammenzustellen. Doch mit den Humanisten wurde, wenngleich auf anderem Felde, der Reformator und der Gegenreformer, der evangelische Prädikant und der Jesuit zu Bildnern des neuen Zeitalters vom Buche her.

Diese Entwicklung wäre ohne die Erfindung Gutenbergs nicht möglich gewesen. Erst das gedruckte Buch konnte Breitenwirkung und damit gesellschaftliche Tiefenwirkung erlangen – und wie schnell hat es diese erlangt! Dadurch ist geistig und gesellschaftlich eine Veränderung eingetreten, deren Auswirkung die Zeitgenossen sicher nicht erkannten, trotz des *o saeculum o literae* ... Ulrich von Hutten. Nunmehr erst konnte jenseits der Bücher des gelehrten Wissens der allgemeine Geist im Buche leben – auch der Volksgeist und gerade er. Nunmehr war er nicht mehr auf die Predigt und das Lied angewiesen. Nunmehr konnte er, wenn auch langsam erst, im Sinne eines bewußten Inbesitznehmens der Welt in uns und um uns in breite Schichten dringen.

Mit dem gedruckten Buch beginnt die gesellschaftliche Entbindung des Individuums. Immer weniger begnügt sich der Mensch damit, sich als Element und Objekt einer überlieferten Gesellschaftsordnung anzusehen; immer mehr fordert er von sich die Verwirklichung eines eigenen Wertes und für sich die Anerkennung seines Rechtes dazu. Jetzt erst wird für eine breite Schicht und nicht mehr nur für esoterische Kreise die Entwicklung einer Individualsphäre möglich. Diese Feststellung gilt auch, wenn man weiß, daß erst dreihundert Jahre nach Gutenberg das Buch zu einem Massengebrauchsartikel wurde: ist einmal die geschichtsbestimmende Klasse eines Zeitalters vom Buche erfaßt; erkennt sie sich im gemeinsamen Angewiesensein auf das Buch als ideelle Einheit; hat sie begriffen, daß sie gerade dadurch integrierend wirkt, dann sickert ihr Lebensgefühl, wenn auch gestuft, in die ganze Breite des Fruchtlandes der Gesellschaft ein.

Freilich hat das Buch in der eigentlichen Renaissance zunächst als ein Faktor gewirkt, der es einer schmalen Bildungsschicht erlaubte, sich zu isolieren. Diese hütete ihr Wissen als ein *arcanum*, als ein nur ihr zugängliches Mittel der Herrschaft über die Ungebildeten, als ein Herrschaftswissen also, wie die Soziologen heute sagen. Es begann nun die Scheidung der Gesellschaft in die beiden Stände der Gebildeten und der Ungebildeten, eine Scheidung, die sich gerade in Deutschland auf die Dauer recht verhängnisvoll auswirken sollte, als nämlich der Gebildete mit dem sogenannten Akademiker gleichgesetzt wurde ... Aber so oder so – was diese Schicht im Buche fand und was sie in die Bücher schrieb, durchsäuerte, über den Kreis der eigentlich Angesprochenen hinaus immer tiefer und breiter einsickernd, die ganze Gesellschaft. Diese

also in Gärung gekommene und immer neu in Gärung gehaltene Gesellschaft wirkte aber auf Bewußtsein und Impulse sowohl jener zurück, die sich Bücher einfallen ließen, als auch jener, die das also Vorge dachte unter die Leute zu bringen sich bemühten: Verleger und Buchhändler. Das Buch begann, ein „Publikum“ zu finden, das die Fähigkeit in sich trug, sich zur Gesellschaft selbst auszuweiten.

Am kraftvollsten hat die Reformation das Buch ins Volk getragen und damit durch das Buch gesellschaftsformend gewirkt. Mit ihrer Lehre von der Alleingültigkeit der „Schrift“ und dem Priestertum aller Gläubigen konnte sie gar nicht anders als die möglichste Verbreitung der „Schrift“ zu fördern und dem eine Literatur beizugeben, die es jedem einzelnen ermöglichen konnte, jene richtig zu verstehen und auszulegen. So hat sie denn mehr als ein Ereignis vorher die Verbreitung und Verallgemeinerung des Buches gefördert. Neben dem Prädikanten ging der Buchhändler einher. Beide brachen zusammen das Bildungsmonopol des Klerikers auf dem Felde der Religion und bald auf dem Felde des Denkens überhaupt das Bildungsmonopol der Latinisten; denn wer ins Volk dringen will, muß dem Volk aufs Maul schauen. Luther hat es gesagt und damit den Anfang zur Demokratisierung der Bildung durch das Buch gelegt.

Gleichzeitig mußte der Reformation daran liegen, auch denen das Buch zugänglich zu machen, die sich diese noch recht teure Ware nicht leisten konnten. Das machte öffentliche Bibliotheken nötig. Solche Bibliotheken aber mußten „ausgerichtet“ sein, wenn man eine gleichmäßig korrekte Ausbreitung des neuen Glaubens sichern und der Schwarmgeisteri und dem Rückfall ins Alte oder gar dem Ausbrechen in das neue Heidentum steuern wollte. So schrieb die württembergische Kirchenordnung von 1559 vor, daß an allen Schulen Bibliotheken einzurichten seien, in denen dieselben Bücherbestände stehen sollten. Und siehe da: die Gegenreformatoren taten dasselbe – auch die Jesuiten legten Bibliotheken an und sorgten dafür, daß darin nur einwandfreie Bücher stünden (die anderen kamen in den Giftschränk, um der Apologetik zu dienen), und heute machen es die Leninisten genauso. – Das Rezept ist probat: Nach 1870 hat man bei der Gründung der Universitäten Posen und Straßburg die Bibliotheken so angelegt, daß sie „zum Schutze deutschen Wesens und seiner Art gegen fremden Einfluß an der Westgrenze und an der Ostmark gleichermaßen Wache stehen“. – Schon vor zwölfhundert Jahren hatte Omar bei der Eroberung Alexandrias die Bibliothek anzünden lassen: entweder stehe in ihren Büchern dasselbe, was der Koran lehre, dann brauche man sie nicht, oder etwas anderes, dann sei es falsch und verderblich, und dann brauche man sie erst recht nicht.

Ich sprach von der Sorge der Obrigkeiten, daß nur „richtige“ Bücher in den Bibliotheken stehen und nur „richtige“ Bücher in die Hände der Bücherleser kommen – gewiß um deren Seelenheiles willen, doch wohl auch zum Schutze der Grundlagen ihrer Herrschaft. Jede auf einer Ideologie aufgebaute Gesellschaft hat ihren Index. – Gewiß hat es wohl nur selten Neuerer gegeben, die nicht durch ein Buch auf ihren Weg gesetzt worden wären; das Wissen darum

hat manche Gesellschaftsordnung buchscheu gemacht, vor allem, wenn in Büchern von Natur und Geist die Rede war. Wie sagt doch der Erzkanzler in Faust II? „Natur ist Sünde. Geist ist Teufel. Sie hegen zwischen sich den Zweifel, ihr mißgestaltet Zwitterkind. Uns nicht sol!“

Doch klug beratene Gesellschaften haben zu allen Zeiten gewußt, daß das Buch nicht nur denen nutzt, die Veränderung und Umsturz anstreben, sondern auch jenen, die das Bestehende gegen das andrängende Neue und das Rechte gegen den Irrtum verteidigen.

Der Reformation – ganz auf die Schrift gebaut, wie sie nun einmal war – mußte daran gelegen sein, daß möglichst alle in den Stand gesetzt wurden, die Schrift lesen und verstehen zu lernen. Darum war sie auf eine möglichst weitgespannte Vermittlung der Künste des Lesens und Schreibens aus. Damit entstand das Schulbuch für die Volksschulen; zunächst in der Form von Katechismen, um später dann zum belehrenden Schulbuch der Aufklärung zu werden. Im Gegensatz dazu glaubten manche – längst nicht alle – Mächte der Gegenreformation, im Buche und damit in der Verbreitung der Fertigkeiten des Lesens und des Schreibens auch unter dem Volke – das ja urteilslos sei – einen besonderen Feind der richtigen Religion und der mit dieser gekoppelten Gesellschaftsordnung sehen zu sollen. Man begann, zwischen Glauben und Wissen, Vernunft und Aberglauben zu scheiden, und je nachdem, wo einer stand, bestimmte diese Scheidung das Verhältnis des Buches zur Gesellschaft und der Gesellschaft zum Buche.

Den Durchbruch zugunsten des Buches als Nahrung nicht nur des Individuums, sondern auch der Gesellschaft brachte die Aufklärung. Das *Ecrasez l'infâme* Voltaires war nicht nur als Bannfluch gegen die katholische Kirche gedacht, sondern als Aufruf gegen alles, was dem freien Geist und seinem Drang, sich ohne Rücksicht auf Autoritäten im Buche niederzuschlagen, entgegenstand. In diesem Kampfe gab es keinen besseren Helfer als eben das Buch. Seine Freiheit wurde ein Wert an sich; auch wenn es falsch und gar gefährlich erschien, mußte es geduldet, ja um der Selbstherrlichkeit des freien Geistes willen so gefordert werden, wie es war. Mit seiner Hilfe konnte man über die *Arcana fidei* hinaus auch die *Arcana imperii* sprengen, und mit dieser Sprengung der Fesseln des Herrschaftswissens fand die Gesellschaft überhaupt erst ihr Selbstbewußtsein und wurde, geführt von oft aristokratischen und geheimen Zirkeln, zum eigentlich die geistigen, moralischen, ökonomischen, politischen Bedürfnisse befriedigenden und die dabei unvermeidlichen Auseinandersetzungen in sich selbst regulierenden Faktor.

Nun betrachtete sich auch der Staat immer mehr als ein Gebilde der freien Vernunft, wie sie in den Büchern verzeichnet stand, als eine Anstalt, die den Mächten der Finsternis in der Gesellschaft zu wehren habe – Zarastro in der Zauberflöte! Man errichtete öffentliche Bibliotheken und stellte sie in den Dienst der Staatsverwaltung, wie man nunmehr auch an die Stelle der abstrakten Wissensvermittlung durch die scholastisch gebliebenen Universitäten da und dort die Regiminalschulen setzte, die dem Fürsten und der Gesellschaft gut ausgebildete Beamte, Lehrer, Ärzte, Schriftsteller zu liefern hatten.

Nun wird das Buch mehr und mehr aus einem Bewahrer der Tradition zu einem Leitfaden des Fortschrittes. Das Buch der Aufklärung leitet das Zeitalter der bürgerlichen Gesellschaft ein – und trug fortzeugend schon die Keime zu deren Ablösung durch eine andere Welt in sich: die der industriellen Revolution, die auf die politische in England und Frankreich folgen sollte. So hat Gutenberg durch die Erfindung der Technik des Buchdrucks, ohne es zu wollen und zu wissen, das Maschinenzeitalter eingeleitet, dessen Voraussetzung ja die Demokratisierung der Wissenschaft, das heißt der Kenntnis der Methoden rationalen Begreifens der Natur, war. Bacons *natura parendo vincitur*; Galileis *motus nihil generat nisi motum* wären ohne die durch Gutenbergs Tat möglich und zwangsläufig gewordene Verbreitung der Wissenschaft bloße *Aperçus* geblieben. Dazu ist noch ein weiteres zu bemerken: Die Demokratie im modernen Verstande – Beteiligung des ganzen Volkes an der Verantwortung für den Staat – wäre ohne den Buchdruck nicht möglich geworden, wenigstens nicht in den großen Flächenstaaten der Neuzeit. Es ist kein Zufall, daß der Ruf eines deutschen Buchdruckers in Neu-England nach Pressefreiheit die Impulse ausgelöst hat, die eine Generation später zur Revolution der Neu-England-Staaten führte, die wiederum über die *Sociétés de pensée*, Benjamin Franklin und Lafayette, vor allem aber über die Enzyklopädie den Boden für die Französische Revolution bereiten sollte. Selten hat ein Buch so Geschichte gemacht und Gesellschaftsordnungen umgestaltet wie dieses Handbuch des Wissens des Jahrhunderts der Vernunft, des „*Siècle des Lumières*“.

In dieser Zeit vollendet das Schulbuch seinen Triumphzug als gesellschaftsbildende Kraft. Damit, daß nunmehr so gut wie alle Kinder eines Staates – und damit einer Gesellschaft – in den ersten Lebensjahren an Hand gleicher Bücher in das Begreifen von Natur und Übernatur eingeführt werden, haben die nationalen Gesellschaften ein Gepräge erhalten, das sich bis zum heutigen Tage behauptet und weiterwirkt. Es ist wohl keine Übertreibung, wenn ich sage, daß die spezifischen Eigenschaften der Schulbücher der jeweiligen Herrschaftsbezirke den tragenden Grund für das Selbstverständnis von deren Individuen und deren Gesellschaft geworden sind. Dies konnte reinigend wirken, wie in Frankreich; es konnte aber auch separierend wirken, wie im deutschen Sprachraum.

Ich mache an dieser Stelle mit allem Ernst auf ein Geschehen unserer Tage aufmerksam: In Deutschland werden hüben und drüben der Demarkationslinie Schulbücher entgegengesetzter Tendenz geschaffen, und der Unterricht wird auf Grund dieser einander ausschließenden Bücher erteilt. Nach den einen ist schwarz, was in den anderen weiß genannt wird. – Wenn dies noch lange andauern sollte, laufen wir Gefahr, daß zwei deutsche Nationen entstehen, das heißt zwei Gemeinschaften deutsch sprechender Menschen, die den Sinn der deutschen Geschichte, den Sinn der eigenen Existenz und der Verpflichtung für Gegenwart und Zukunft in sich gegenseitig ausschließender Weise sehen und diese Verschiedenheit bejahen – ja, in der Bejahung dieser Verschiedenheit den entscheidenden Faktor ihrer jeweiligen Integration, und damit die Notwendigkeit der Separation, sehen könnten. Es möchte sein, daß

wir uns dann den Schweizern, ja anderssprachigen Völkern näher fühlen könnten als den Deutschen in Dresden. Ist uns denn schon genug bewußt geworden, daß – über das Schulbuch hinaus – in Deutschland heute schon zwei Literaturen bestehen, daß auch unsere Klassiker hüben und drüben in einander ausschließenden Bezugssystemen vermittelt werden?

Doch zurück zu der Geschichtsepoche, von der ich eben handelte. Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts ist der typische Käufer des Buches der Mensch, der Gelehrsamkeit sucht; doch kommt zu dieser Käuferschicht im 18. Jahrhundert schon der Mensch hinzu, der nicht nur über das gelehrte Buch, sondern auch über die schöne Literatur Erkenntnis zu finden sucht. Im übrigen hat es schon seit dem 16. Jahrhundert Volksbücher und Erbauungsbücher sowie die Reißer der Kolportage gegeben. Aus diesen nicht immer ganz klaren Quellen floß, was später die schiere Unterhaltungsliteratur und die Literatur für die Stillung von Gemütsbedürfnissen jeglicher Art werden sollte – eine besondere Art von Journalismus eingeschlossen. Die Comic-Strips unserer Zeit haben nicht nur die Bildertafeln der Moritatsänger zu Ahnherren, sondern manche der gebildeten fliegenden Blätter jener früheren Jahrhunderte des Buchdrucks.

Um diese Zeit wird das Buch billig; es konnte damit zum Massegebrauchsartikel werden. Dazuhin wird es nun durch die überall in den Städten entstehenden Lesezirkel und Leihbibliotheken immer weiter gestreut. Es vermag jetzt über die exklusiven Kreise hinauszudringen und zu einer Sache breiter Volksschichten zu werden, wenngleich nur sehr langsam und über die verschiedensten Umwege. Ein solcher war die Kalenderliteratur, der wir immerhin auch ein Genie wie Johann Peter Hebel verdanken. Was über diese Kalender an popularisiertem Rationalismus in die breiten Massen gedrungen ist und so gesellschaftsbildend wirkte, läßt sich gar nicht überschätzen. Aber damit drang gleichzeitig Spruchweisheit ein, die Altväterwissen weitertrug und erhielt – und auch das literarische Märchen, das im Gleichnis belehren wollte, aber damit zugleich ein Fenster nach der Welt hin öffnete, die mit dem Verstande allein und auch mit dem Glauben allein nicht zu erfassen und auszuschöpfen war.

Das 19. Jahrhundert ist mit seiner Fortsetzung das eigentliche Jahrhundert des Buches geworden. In keinem Jahrhundert zuvor hat das Buch so unmittelbar und so in Tiefe und Breite auf die Struktur der Gesellschaft gewirkt wie hier. Nie vorher mußte die Gesellschaft, wollte sie sich in dem Trend, den sie angenommen hatte, weiter entfalten – und das heißt: zugleich universalisieren und differenzieren – so sehr das Buch als Motor ihrer dialektischen Selbstbewegung fordern und herausfordern und sich von ihm herausfordern lassen. Jetzt erst erschien das Buch als der unverzichtbare Träger und Vermittler dessen, was man Bildung und Kultur nannte. Buch wurde identisch mit Fortschritt. Die Gesellschaft wollte und sollte von einem bloßen Substrat des Staates zur schöpferischen Kulturnation werden. Nun gibt es aber nicht die Bildung und nicht die Kultur, sondern immer nur Bildung und Kultur innerhalb eines bestimmten gesellschaftlichen Bezugssystems. Aber Bildung und Kultur ge-

schehen nicht einfach dadurch, daß jene, die sie formen und tragen, sich den Faktoren dieses Bezugssystems anpassen und sie im Auge haben, sondern auch dadurch und auch gerade dadurch, daß sie ihnen gegenüber die Spontaneität und schöpferische Eigenmacht des Geistes bezeugen und, indem sie von dieser Zeit sind, diese Zeit unter das Gericht ihrer Kritik stellen – das Sein unter das Gericht des Sollens. Ohne diese dialektische Spannung würde Kultur zu einem Stück Naturgeschichte des gesellschaftlichen Körpers und verlöre sie jede Kraft des Humanen. (Darum ist jede Lehre, die das Buch nur auf die gerade erwünschte gesellschaftsfördernde Wirkung hin bewertet, tödlich für den Geist.)

Dies schlug sich in diesem Jahrhundert auch in dem Verhältnis der Gesellschaft zum Buche nieder. Das Buch sollte verschiedenen Zwecken dienen, im Bereich der Wissenschaft so gut wie in dem der Kunst; einmal der Formung und Erhellung des Menschenbildes; dann sollte es Träger des Fortschrittes sein, also bestätigen und weiterführen, was diese Gesellschaft des bürgerlichen Zeitalters geformt hatte, und in diesem Auftrage des Weiterführens des Gewordenen steckte implicite der Auftrag, zur Veränderung dieser Gesellschaft durch Aktion und Reaktion beizutragen; und schließlich forderte man vom Buche eine in immer kürzeren Abschnitten sich erneuernde Registrierung des jeweils erreichten Standes der Gesellschaft und dessen Rechtfertigung oder Widerlegung durch eine besondere, womöglich an die klassischen Zeiten der Entdeckung der Wissenschaft anknüpfende Ideologie.

Als die durch die industrielle Revolution heraufbeschworene Selbstentfremdung des Menschen diesen in der Arbeit, in die ihn der seelenlose Prozeß einer bis zur Atomisierung arbeitsteilig gewordenen Wirtschaft gestellt hatte, nicht mehr Wesensbejahung und Selbstverwirklichung finden ließ; als dumpf empfunden wurde, daß sich die Idee des Menschen und seine gesellschaftliche Realität nicht mehr deckten, da verlangte man vom Buche auf der einen Seite Rezepte für eine Neuformung der Welt sowohl nach dem Maße des Menschen als auch im Zeichen des technischen Fortschritts und auf der anderen Seite den schönen Schein von Wunsch- und Traumwelten, in denen man sich „erholen“ konnte, in denen man „vergessen“ konnte, mit deren Requisiten man befriedigen konnte, was das Gemüt entbehrte, nachdem man erkannt hatte, daß man außerstande sei, seine Sehnsucht nach dem Schönen und Guten, wie es die „Väter“ gesehen hatten, in der Erfassung der Faktoren dieser neuen Welt zu erfüllen.

Auf der einen Seite entstand eine Dichtung und eine wissenschaftliche Literatur hohen Ranges, die aufzunehmen ein Bildungsvolumen voraussetzte, über das nur eine Elite verfügen konnte. Diese Elite behielt, was sie dort fand, für sich und gab nur Brosamen weiter.

Auf der anderen Seite entstand eine dichterische und wissenschaftliche Populärliteratur, die den Tätigeren und schöpferisch Unruhigen unter den Schlechtweggekommenen dazu dienen sollte, auch an dem teilhaben zu können, was denen von „Besitz und Bildung“ ins Leben mitgegeben worden war. Aus dieser Teilhabe sekundärer Art mußte zwangsläufig der Drang geboren wer-

den, durch eine Umformung der Gesellschaft selber auch dorthin gelangen zu können, wo die geistigen Güter der Menschheit rein genossen werden konnten. (All dies ist natürlich nur idealtypisch zu verstehen.) Die Arbeiterbildungsvereine, aus denen die Arbeiterbewegung des 19. Jahrhunderts weitgehend hervorgegangen ist, legten es nicht darauf an, die Bildung der Oberschichten zur Hälfte zu sozialisieren, sondern darauf, Bildung und Wissenschaft rein und einfach, aber unverdünnt, breiten Massen zugänglich zu machen. Vergessen wir nicht: Die Forderung nach einer Besserung der Lebens- und Arbeitsbedingungen, nach Umformung der ökonomischen und gesellschaftlichen Verhältnisse galt letztlich der Schaffung der Voraussetzungen materieller Art dafür, daß auch die breiten Massen in ihrer Arbeit Wesensbejahung finden und so auch bei sich Idee und Wirklichkeit des Menschen dieser Zeit wieder zur Deckung bringen könnten. Hierzu haben Reclam, Götschen und andere mächtig beigetragen. Sie haben stärksten Einfluß auf das genommen, was die Gestaltungskräfte der Gesellschaft bewegte. Und diese Kräfte selbst haben mächtig dazu beigetragen, einen Buchtyp herauszufordern, der ihnen gerecht und in ihrer Hand zur Waffe werden konnte.

Freilich darf man auch hier die Dekadenzerscheinungen nicht übersehen. So wie sich allmählich der Besuch höherer Schulen nicht mehr mit Erwerb von Bildung – von der Ausbildung spreche ich hier nicht – zu decken brauchte (das Wort „wir Akademiker“ wurde immer mehr zu einer bloßen Vokabel des Standesdünkels und zu einer Qualifikationsmarke in Besoldungsordnungen), so verlor der Inhalt der Bücherschränke oft den Charakter eines Indizes für die Bildung des Wohnungsinhabers. Man verschenkte die Klassiker zur Konfirmation, aber man las Wilhelm Busch und die Marlitt sehr viel eifriger als Goethe; und dem Freunde zum Geburtstag ein Buch zu schenken, wurde bald weniger zu einem Zeichen geistiger Verbundenheit als zu einem bequemen Ausweg aus einer Verlegenheit. („Ein Buch ist immer etwas Gutes ...“) Das Buch in den Regalen wurde immer weniger zum Lar, zur Inkarnation des Hausgeistes, und immer mehr zu einem Einrichtungsstück. Die Bücherreihe in der guten Stube zeugte weniger von einem Bildungskanon, nach dem man leben wollte, als von dem Vermögen des Hausherrn, Büchertitel und Bücherücken geschmackvoll aneinanderzureihen. Das Buch wurde weithin zu Mobilier und zum Prestigezeichen. Doch hatte dies alles auch seine gute Seite. Das heranwachsende Kind fand in Vaters Bücherschrank manches Buch, in dem sich sein Geist festbiß und das ihm Horizonte erschloß, für die der Vater vielleicht blind geblieben war. Manchem von uns mag so seine erste Erlebniswelt durch von den Erwachsenen ungelesene erlauchte Bücher vermittelt worden sein, durch Klassiker, die einst aus Verlegenheit oder Gedankenlosigkeit ins Haus gekommen waren.

Damit soll nichts dagegen gesagt werden, daß für manche der Besitz von Büchern Ausdruck eines legitimen bürgerlichen Familienstolzes war und es bis heute geblieben ist. (Es ist ein gutes Zeichen für unser Volk, daß es Stolz durch solchen Besitz auszudrücken bemüht sein kann.) Und wenn vom Buch als Ausdruck bürgerlichen Familienstolzes die Rede war, so wollen wir das

Bücherbord des Arbeiters aus der heroischen Zeit der Arbeiterbewegung nicht vergessen, durch das er zweierlei zum Ausdruck brachte: erstens seine Achtung vor dem Geist und die Anerkennung seines Primats und zweitens seinen Stolz, sich als Vollender und Vollstrecker des Zeitalters zu wissen, das diese Herrlichkeiten hervorgebracht hatte.

Hier ist ein Wort über die Rolle des Buchhändlers angebracht. Ursprünglich war es wohl so, daß wer in eine Buchhandlung ging, von vornherein wußte, was er kaufen wollte. Dies konnte in einer Zeit geringer Buchproduktion, in einer Zeit, da nur der schon von der Schule her Gebildete und auf ein bestimmtes Ziel hin Bildungsbeflissene Bücher kaufte, so sein und bleiben. Als aber die Zahl der Buchtitel ins Uferlose wuchs und immer mehr Menschen erst in der Buchhandlung glauben finden zu können, was sie weiterführen sollte, wurde aus dem bloßen Buchverkäufer der Berater des Lesers. Der gebildete Buchhändler vermochte so, Fragen und Antworten deutend, wie ein Nachfahre des Sokrates mæutische Funktionen auszuüben, indem er aus dem Kunden dessen Menschlichkeit herausholte und ihn mit den Büchern, die er ihnen empfahl, zu sich selber führte. Damit hat der Buchhändler in einem unmittelbarsten Individual-Funktionen wie auch gesellschaftsbildende und -ordnende erfüllt. Aber dieses Verhältnis von Buchhändler und Buchkäufer setzt einen Leser voraus, der auf solche Weise dazu gebracht werden kann, eine individuelle „Orientierung“ zu begreifen und zu nutzen. Diese Eigenschaft ist weithin verlorengegangen. Auch dies ist eine Folge der noch unverarbeiteten Wirkungen der industriellen Revolution und der sich immer weiter steigenden Versachlichung (das heißt Entmenschlichung) aller Lebensbereiche – nicht anders als das Unvermögen so vieler Menschen, sich das Ziel einer Ferienreise auszudenken, und ihre Bereitschaft, sich dieses Ziel von anonymen Organisationen nach Katalog vorschreiben zu lassen. Daran ist nicht ein individuelles Versagen der Menschen schuld, schuld daran ist eine Gesellschaftsordnung, die noch nicht zum Menschen gefunden hat, die glaubte, den Menschen vergesellschaften zu sollen, statt die Gesellschaft zu vermenschlichen.

So ist denn auch auf dem Wege des Buches zum Leser eine immer weiter sich steigende Versachlichung und Anonymität an die Stelle der persönlichen Beziehungen getreten. Man abonniert sich bei einer Buchgemeinschaft oder einem Versandhaus und bekommt von dort termingemäß bestimmte Bücher angeboten. Zwar hat man die Wahl, aber in vielen Fällen kann nur eine Auswahl aus einem bestimmten und oft weltanschaulich oder politisch oder modisch festgelegten Angebot getroffen werden. Was hier geschieht, ist, gesellschaftlich gesehen, etwas anderes, als was Reclam, Göschen, das Insel-Buch und so weiter geleistet haben. Dort wurde die ganze Breite des Bildungskanons ausgebreitet und zur Auswahl durch den Leser selbst angeboten. Bei jenen Abonnements-Organisationen aber wird notwendigerweise dem Buchbeflissenen immer nur ein schmaler Ausschnitt dieses Kanons zu Gesicht gebracht. Er wird kaufen, was die Organisation wünscht, daß er kaufen soll, oft auch, was er lesen soll. – Hierbei werden häufig lediglich buchhändlerische Gesichtspunkte eine Rolle spielen; doch sicherlich nicht überall. Man kann auf solche

Weise den Leser ebenso steuern wie durch Indices und durch eigens ausgewählte und auf eine besondere „Linie“ festgelegte Bibliotheken.

Man mag dies alles beklagen – es wäre aber ein verhängnisvoller Fehler zu übersehen, daß die Buchgemeinschaften in den Trend der Entwicklung der Gesellschaft von gestern zur Gesellschaft von heute gehören. Man kann sie weder wegwünschen noch wegkritisieren, aber man kann und soll ihnen vor Augen führen, welch gewaltige Verantwortung in ihre Hand gelegt ist. Sie können Erzieher der Nation und Verzieher der Nation sein, diese an das Abgrasen der Oberflächen gewöhnen wie zum Schürfen in den Adern der Tiefe verlocken. Mögen sie weltanschaulich eingestellt sein oder nicht, ihre Verantwortung bleibt sich gleich. Auch wer wünscht, daß die Menschen sich an einer bestimmten Weltanschauung orientieren, muß, wenn er redlich bleiben will, das ganze Band des Spektrums des Geistes vor den Lesern abrollen lassen, mag er auch eine Farbe darin besonders zum Leuchten bringen und häufiger zeigen als die anderen. In gleicher Weise muß sich verhalten, wer mit seiner Buchgemeinschaft nichts anderes will, denn Buchhandel treiben (übrigens einer der nobelsten Berufe, die es gibt). Auch er muß, wie der redliche und gebildete Buchhändler von einst, sich als Berater seiner Kunden zum Guten fühlen, muß bestrebt sein, sie in ihrer ganzen Vielfalt und Vielstrebigkeit zu „orientieren“, das heißt, ihnen zu der Weltkarte des Geistes, die er vor ihnen ausbreitet, einen Kompaß mitzugeben, der ihnen erlaubt, die Ziele, die auf der Karte schimmern und locken, sicher zu erreichen – vorausgesetzt, daß sie ihre Segel nicht nach den drehenden Winden der Zeit stellen, sondern nach dem Wehen des Geistes.

Man hat unsere Gesellschaft nicht mit Unrecht eine Konsumentengesellschaft genannt. Man produziert, um zu verbrauchen, nicht um zu speichern, und auch wo wir investieren, geschieht dies in Erwartung oder zur Herauslockung höherer Verbrauchswünsche. Zu diesem Typus von Gesellschaft gehört auch, daß man alles, was auf den Markt gebracht wird, unter dem Gesichtspunkt des Massenkonsums betrachtet. Warum sollte man dann das Buch ausnehmen, wo man doch mit Schallplatte, Rundfunk, Pipedruck die herrlichsten Erzeugnisse menschlicher Geistes- und Bildekraft – sogar in Konserven – in das Innere jeden Hauses zu liefern vermag? So ist man denn – nicht so sehr von einem buchmissionarischen Denken her, wie es vielleicht in der Reclam-Zeit obwaltete, sondern vom Marktdenken aus – darauf gekommen, die Meisterwerke der Weltliteratur und auch die Bucherfolge der letzten Jahrzehnte in billigen Ausgaben fast ununterschieden auf den Markt zu bringen, in Auflagen, die diese Werke in normaler Aufmachung nie erreicht haben und erreicht hätten.

Ich habe nichts dagegen. Ich finde es ausgezeichnet, daß ich mir ein Brandenburgisches Konzert zu Hause anhören kann, wenn ich mag, und mich dazu nicht erst in einen Konzertsaal begeben muß, der mir vielleicht einmal im Jahr den ersehnten Genuß bieten könnte. Sollte man sich aber nicht vorher in die richtige Verfassung, innerlich und äußerlich, gebracht haben, ehe man sein Zimmer zum Konzertsaal macht? Wäre es aber nicht albern, wenn ich mir

einen dunklen Anzug antäte, ehe ich den Plattenspieler in Bewegung setze? An solches denke ich auch, wenn ich mich darüber freue, daß heute Millionen von Menschen, die nie etwas von Bach zu hören bekommen hätten, ihn heute hören können – freilich weniger, weil sie darauf ausgegangen wären, ihn zu hören, sondern weil man ihn ihnen angeboten und dargeboten hat – vielleicht aus keinem anderen Grunde als dem, daß eben gerade Bach an der Reihe war. Das muß sich auf das Verhältnis von Kunst und Gesellschaft auswirken. Das Kostbare kommt unter die Leute – unverhofft und meist ungebeten. Es ist so kostbar wie je, aber mich plagt manchmal die Frage, ob das Gold sich nicht in Scheidemünze umwechseln muß, wenn es so viele Hände füllen soll?

Genauso empfinde ich den Büchern gegenüber, die heute für wenig Geld in riesigen Auflagen auf den Markt geworfen werden. Sicher ist es eine großartige Sache, daß man heute Tolstoj, Dostojewskij, Fontane, Melville, Platon, Kant für wenige Mark kaufen kann – für so wenige, daß man es auch dann an seinem Geldbeutel kaum spüren würde, wenn man jede Woche einen Band kaufte. Ja, das ist eine gute Sache, aber mir fällt dabei auch Äsops Fabel ein, die ich eingangs erzählt habe. Liest man diese Bücher auch so, wie sie gelesen werden wollen, wenn man sie sich aus dem Gestell vor der Buchhandlung oder dem Kiosk genommen hat, nur weil es gerade da war? Wird durch die Aufmachung und die Art des Angebots das Buch nicht auch in einem anderen als nur geldlichen Sinne „billig“? Und kann dies so ganz ohne Wirkung auf das Verhältnis von Buch und Gesellschaft überhaupt bleiben?

Wird damit nicht auch der Geist zu einem Konsumartikel, zu etwas, das man nebenbei verbraucht, das sich abbraucht, statt daß man es verarbeitet, sich einstückt, in sich arbeiten und so fruchtbar werden läßt? Sicherlich wird mancher Käufer dieser Ausgaben damit redlich umgehen. Aber statistisch gesehen – ist es nicht schon eine Kritik, wenn man an das Buch mit Kategorien der Statistik herangehen muß? – das heißt also „gesellschaftlich“, wird die Wirkung dieser Ausgaben auf die Gesellschaft anders sein, als es einst die Wirkung der unscheinbaren Reclam-Bändchen war (um nur von diesen zu reden). Diese wurden einem nicht in dem verführerischen Gewande von Zigarettenspackungen „angeboten“; da ging man in die Buchhandlung, um etwas Bestimmtes zu suchen, etwas, von dem man schon anderswoher wußte, daß es einen Sinn und einen Wert haben könnte, es geistig in Besitz zu nehmen. Da wirkte kein Reiz appetitanregend; hier mußte man schon vor dem Anblick des hellbraunen Umschlages einen rechtschaffenen Hunger haben. Diesen hatten nicht viele und werden nie viele haben, wenn sich in unseren Lebensformen nicht einiges entschieden ändern sollte. Darum wirkten die Reclam-Hefte trotz ihrer Billigkeit, vielleicht aber gerade weil sie so wohlfeil und unscheinbar waren, auslesend: ihre Käufer bildeten eine Elite, im Äußeren so unscheinbar wie sie, aber im Inneren oft so nobel wie der Inhalt dieser schmalen, so schwer lesbaren Bände. Ich erinnere mich, daß wir als Schüler und später als Studenten uns an den braunen Bändchen, die aus unseren Taschen ragten, als Gleichgestimmte erkannten.

Trotzdem! Der Siegeszug des billigen Buches, das in einer Aufmachung an-

geboten wird, die den Unschlüssigen und Unorientierten zum Kaufen verlockt und damit ans Lesen bringt, ist nicht mehr aufzuhalten und soll nicht aufgehalten werden. Mögen dadurch gegenüber früheren Zeiten die Schicksale des Buches sich wandeln – wir haben eine unserem gesellschaftlichen Dasein durchaus angemessene Realität vor uns, und es gilt damit etwas anzufangen, was dem einzelnen Menschen und der Gesellschaft zuträglich ist. Ein Gutes liegt schon darin, daß gerade die Art des Angebotes manchem, der sich sonst einen Schund gekauft hätte, das Werk eines Dichters in die Hand spielt und daß dieses Buch in ihm zündet – Hegel spricht von der List der Idee. Aber dies scheint mir von der Gesellschaft her gesehen, also vom System unserer Bedürfnisse her begriffen, nicht zu genügen.

Sollen die Werke der Dichter, Schriftsteller, Philosophen, die so angeboten werden, gesellschaftlich fruchtbar werden, dann müssen wir die Menschen erst einmal lehren zu lesen, dann müssen wir ihnen klarzumachen suchen, daß Lesen nicht heißt, sich durch Ablenkung von seiner Arbeit oder dem Unbehagen seiner Langeweile die Zeit vertreiben, sondern daß Lesen bedeutet: auslesen und das nach seinem Werte Ausgelesene in die Schatzkammern unseres geistigen, moralischen, ästhetischen Bewußtseins zu füllen, um es von dort hervorzuholen und im jeweiligen Hier und Jetzt fruchtbar werden zu lassen. Das können Menschen, die zur Arbeit hasten und von ihr weg hasten müssen, im allgemeinen nicht. Sie können es auch nicht in ihrer Freizeit, denn diese ist im allgemeinen nichts anderes als eine Aussparung zwischen zwei Tempi des jagenden Rhythmus unserer Massen- und Arbeitsgesellschaft – also „leere“ Zeit. Worauf es ankommt, ist, diese leere Zeit in Muße zu verwandeln, also in Zeit, die nicht nur dazu genützt wird, verbrauchte Arbeitskraft zu reproduzieren, sondern in Zeit eigenen Ranges und innigster Beziehung zu dem, was jeder von uns für den eigentlichen Sinn unseres Werkens und Ruhens ansieht: die Bemühung, darin Wesensbejahung zu finden. Dies aber wirft das ganze Problem der Bildung in unserer Gesellschaft auf – wie je und je das Verhältnis von Buch und Gesellschaft Funktion des Bildungsbegriffes und der Bildungswirklichkeit einer Epoche war. Mit dieser Feststellung sind viele Bereiche und viele Faktoren unserer Gesellschaftsordnung angesprochen: Elternhaus, Schule, Lebensgemeinschaften aller Art – nicht zu vergessen jene Menschen, die Bücher schreiben, herstellen, unter die Leute bringen und die aus Käufern Leser machen können.

Doch hierbei dürfen wir ein unserer Zeit Eigentümliches nicht übersehen. Früher war das Buch fast das einzige Mittel – Massenmedium, wie man heute sagt –, das Aussagen, Vorstellungen, Denkinhalte, Denkformen in die Gesellschaft tragen konnte. Heute sind neben das Buch Kino, Rundfunk, Fernsehen, Bilderzeitschriften getreten. Das Wort – das geschriebene wie das gedruckte – verlangt von uns, daß wir ihm mit derselben Präzision begegnen, mit der es eine Aussage formt oder einen Denkweg, ein Denkbild umreißt und durchzeichnet. Es zwingt uns, auch dort, wo wir es um der Schönheit und Fügung der Sätze und der darin aufgeworfenen Bilder willen genießen, zu „folgen“, das heißt, zu Konsequenz und fast immer zur Disziplin logischen Denkens.

Dies ist aber über einen weitgespannten Bogen der Darstellung weg nur möglich, wenn wir schwarz auf weiß vor uns haben, worüber unser Auge schon hinwegglitt, wenn alle Elemente der Aussage gespeichert in unserer Hand bleiben. Wer liest, verarbeitet das Gelesene in einer Kette von Schlußfolgerungen, deren Grundlage die Erkenntnis ist, daß eine Sache nicht gleichzeitig gleich ihrem Gegenteil sein kann und daß Antinomien nicht beliebig, sondern nur in einem logisch geforderten Dritten aufgehoben werden können.

Der Rundfunkhörer und noch mehr der Fernsehbeffissene und Kinobesucher ist nicht in dieser Lage. Vor ihm „läuft etwas ab“ und verschwindet in seinen einzelnen Phasen, sobald diese sich ereignet haben. Wer sich dem über eine lange Zeit hingibt, wird sich immer mehr angewöhnen, nicht mehr nach den strengen und lästigen Gesetzen der Logik zu denken, sondern sich seine Vorstellungen im Wege der Assoziation von Bildern zu bilden, die das Gesehene in ihm weckte; in ihm – das heißt fast immer in seinem Unbewußten oder in der Kartei der Klischees, die ihm die Gesellschaft und eigene Erlebnisse liefern und die sehr häufig nicht viel anderes sind als Abfallprodukte der Gedankenlosigkeit.

Damit laufen wir Gefahr, in unserer menschlich so beziehungslosen Welt in archaische Erlebnisformen zurückzufallen. Dies mag je nach dem Aspekt, unter dem man es betrachtet, nichts an und für sich Schlechtes sein, wenn man nicht das Zurückgehen vom Stande des Erwachsenen in den des Kindes an und für sich schon für etwas Schlechtes hält, was offenbar viele Erwachsene, die sich mit dem Lesen von Comic-Strips die Zeit vertreiben, nicht tun. Aber vergessen wir nicht, daß es der Ruhm des Abendlandes ist, in jahrtausendelang währenden Bemühungen den Menschen von einem nur Bilder assoziierenden Wesen, das der Gefangene von Stimmungen ist, zu einem Individuum gemacht zu haben, das fähig ist, die Welt außer ihm und in ihm mit logischen und moralischen Kategorien zu erfassen und zu ergreifen, die dem Belieben und dem bloßen Gemütsbedürfnis entzogen sind; dies hat ihn instand gesetzt, sein Dasein vom Geiste her zu erfassen und damit frei zu verantworten. Auf diesem Wege hat den Menschen das Buch begleitet. Ohne das Buch hätte er ihn nicht gehen können, und ohne das Buch wird er von diesem Wege abkommen und sich im Unbestimmten und Unbestimmbaren verlaufen; ohne das Buch wird er nicht aus Erkenntnis und Gefühl handeln, sondern nach Stimmungen, diesem unsichersten Grunde, auf den man treten kann.

Weil das nicht sein darf, müssen wir alles tun, jeder an seinem Ort, um dem Buche innerhalb der menschlichen Gesellschaft die Würde zu erhalten – und wo sie verlorengegangen sein sollte, zurückzugeben –, ohne die wir aufhören würden zu sein, was der Mensch zu sein vermag, nämlich ein Freier, der nach dem Bilde Gottes geschaffen wurde.

WEIHNACHT *lukas 2, 7*

damals

als gott
im schrei der geburt
die gottesbilder zerschlug

und

zwischen marias schenkeln
runzelig rot
das kind lag

DER ZIMMERMANN *markus 6, 3*

früh schon
kniet er im neubau
die nägel zwischen den lippen

denn auch in nazareth ist
der wind keine tür
der himmel kein dach

so schaffen denn seine hände
nach himmel und wind
auch türe und dach

TANZ UND MUSIK DES HERRN *matthäus 11, 5*

wo
bleiben flöte und horn
wo
zimbel und schlagzeug
wo
baß und schalmei
wo
tanz und musik
des herrn –

im lahmen
der hüpf
im stummen
der singt
im blinden
der sieht

sind
flöte und horn
sind
zimbel und schlagzeug
sind
baß und schalmei
sind
tanz und musik
des herrn

DIE KIRCHE *matthäus 16, 13-18*

I

kirche nachts rot tags weiß
glühend im dunkel und blendend im licht
fliesen uralte wände aus zukunft gefügt

II

kirche nachts rot tags weiß
das fremde lodernde zeichen am weg
dornbusch darin gott selber verbrennt
im feuer reifen südlich und jäh
früchte für brot und früchte für wein
schmelzen altäre festlich treppab
bersten die bögen und bilder
aber erloschenen gluten entsteigt
makellos jung der phönix des worts

III

kirche nachts rot tags weiß
lustig geschminkt in den betten der macht
sulamith zärtlich für herren und sieger
kirche in kerker keller und busch
brüder stiftend in frommen verstecken

die hochzeit zwischen geduld und revolte
kirche das haus aus dem hauche des worts
da gott sich dem atem des menschen
vermählt im munde seiner bekennen

IV

kirche nachts rot tags weiß
glühend im dunkel und blendend im licht
petrus tot doch sein wort aus zukunft gefügt

BERG DER VERKLÄRUNG *matthäus 17, 1-9*

schnee
seiner herrlichkeit
schnee
seines lichts
blendend
im glanz
des sonnengesichts

spurlos nahen
moses elia
und glühen
jäh in das nichts

schnee
seiner herrlichkeit
schnee
seines lichts
hüttenlos
fallen die hänge
ins tal

des verzichts

KREUZIGUNG *markus 15, 24*

zimmerer
zimmern
die balken –
und dann
den zimmerer
an die balken –
und dann
den gebälkten
zimmerer steil
in den wind –
richtbaum
aus flatterndem atem
richtbaum
aus zuckendem fleisch
richtbaum
schreiend über
den ersten
der welt

DAS LEERE GRAB *johannes 20, 1–8*

ein grab greift
tiefer
als die gräber
gruben

denn ungeheuer
ist der vorsprung tod

am tiefsten
greift
das grab das selbst
den tod begrub

denn ungeheuer
ist der vorsprung leben

Zu seinem 80. Geburtstag

Otto Flakes Werk umfaßt heute an die fünfundachtzig Titel, wenn wir richtig gezählt haben: Romane, Essays, Theaterstücke, Erinnerungen, philosophische und zeitkritische Schriften, eine imponierende Lebensleistung, die mehr voraussetzt als nur Fleiß und Können. Es gehört zu ihr eine stetige, strenge Selbstdisziplin.

Er wird viel gelesen. Wieder viel gelesen, wird man hinzufügen müssen. Denn es hat Jahre gegeben, in denen seine Bücher zwar in den Leihbibliotheken noch zu haben und gefragt waren. Doch wurden sie kaum mehr gedruckt, er schien vergessen. Doch nicht nur dies macht es, daß seine Name fast wie eine Erinnerung heraufkommt, einem Schatten gleich aus fernen Zeiten. Die Aura des neunzehnten Jahrhunderts umhüllt seine Gestalt. Von dort scheint er herüberzuragen in unsere Welt, die so schnell vergißt, obschon er doch mitten unter uns lebt und obwohl sein wichtigster Roman, die vierbändige Lebensgeschichte des Fortunat, erst nach dem letzten Kriege erschienen ist.

Das ist merkwürdig, und es ist es zugleich nicht. Merkwürdig bleibt es, weil Otto Flake keineswegs ein Mann ist, dessen Blick rückwärtsgewandt wäre. Stets hat er neben seiner *vita contemplativa* auch eine *vita activa* geführt – jedenfalls als ein Mann, der seine Stimme erhob. Er hat sich der Zeit gestellt. Die Spuren sind allenthalben zu finden, in der „Neuen Rundschau“ oder in der Zeitschrift „Der Stürmer“, die er in jungen Jahren gemeinsam mit dem anderen Elsässer der neueren Literatur, mit René Schickele, herausgab. Ja, selbst in der „Weltbühne“ Siegfried Jacobsohns, in der er nicht nur literarische Beiträge schrieb. Seine heutigen Leser, und hätten sie auch noch eine nicht nur vage Vorstellung von dieser streitbaren Zeitschrift, würden ihn dort wohl kaum vermutet haben.

Dennoch hat wiederum die Assoziation Flake – 19. Jahrhundert ihre Richtigkeit. Nicht allein deswegen, weil seine Romane überwiegend in diesem Säkulum spielen. Wenngleich natürlich auch die Wahl eines Zeitraums, zumal wenn er derart offensichtlich bevorzugt wird, viel von dem Autor mitteilt. Nein, Flake selbst steht als Autor und Mensch zugleich in den besten Traditionen dieses vielgescholtenen, doch von ihm bewunderten Jahrhunderts. Er ist konservativ und liberal in einem: „Ich stand nach der deutschen Terminologie auf der linken Seite, nach englischer wäre es einfach die demokratische gewesen ... Seit zehn Jahren hatte ich unermüdlich in Aufsätzen und Broschüren das Dritte gesucht, den Ausgleich zwischen erhaltendem und fortschrittlichem Denken.“ Er will den Fortschritt, besser: das Fortschreiten, aber er verachtet das Pathos, das dem Fanatismus Vorschub leistet: „Nie wird ein Revolutionär aus mir.“ Dieses Wort, das er seinem Haupthelden, dem Fortunat, in den Mund legt, trifft auf niemanden besser zu als auf ihn selbst. Flake ist ein Mann der Mitte, aber nicht im unentschiedenen Sinne. Er vereinigt nicht

nur in seinen Büchern Menschen aus allen Erdteilen. Er selbst ist in einer Weise weltoffen, wie es in diesem Maße und in dieser Vorurteilslosigkeit nur das neunzehnte Jahrhundert in seinen besten Stunden war. Er besitzt Ironie, aber er will mit ihr nicht verletzen. Er hält Distanz, aber es ist nicht die Distanz der Kühle, sondern des Respekts vor dem Gegenüber.

Die Romantiker entdeckte die Geschichte; das späte neunzehnte Jahrhundert ließ diese Entdeckung im Historismus erstarren. Flake besitzt einen richtigen und maßhaltenden Sinn für die Kontinuität der Geschichte. Weder teilt er die flammende Begeisterung der Romantiker, noch verliert er sich in die relativierenden Positionen des Historismus. Auch hier hält er auf Distanz, wenn er es auch in jüngeren Jahren gelegentlich an politischem Überschwang nicht hatte fehlen lassen.

Flake ist in Metz geboren, in Colmar zur Schule gegangen und hat in Straßburg studiert. Er ist also Elsässer, und die Wahl des Wohnortes Baden-Baden, wo er nun zu Hause ist, zeugt noch immer von einem nach dem Nachbarlande gerichteten Blick, von diesem „Zwischen-den-Nationen-Stehen“, das im Begriff Europa nicht eine Zuflucht sieht, sondern eine innere Notwendigkeit. Von ihr war Flake schon überzeugt, als dies im Zeichen des Nationalismus noch als sehr unmodern gelten mußte. Anselm in den *Monthiver-Mädchen*, Fortuné Comte de Maslin im *Fortunat*, Roselius im *Handelsherrn* sind – unter anderem – durch Schicksal, Lebensführung und Verhaltensweise Personifikationen Europas, und zwar eines Europa, das von Spanien bis Rußland reicht, Realisationen einer Idee. Sie alle sind zudem Exponenten eines Bürgertums – auch wenn sie, wie Fortunat, die Brücke zum Adel schlagen –, von dessen Wirken das neunzehnte Jahrhundert erfüllt ist und von dessen lebensnotwendiger Mission der Autor Flake durchdrungen ist.

„Gegen das neunzehnte Jahrhundert mögen seine Gegner sagen, was sie wollen“, schreibt er in einem Hinweis auf den *Fortunat*, der in den *Zuweisungen* enthalten ist, „es war gleichwohl ein reiches Jahrhundert, mit gewaltigen Spannungen, ein Universum der Gegenständlichkeiten, die von der Differenzierung abhängig sind, ein Kosmos der Motive, der Impulse und der Farben.“ Und mahnend fährt er fort: „Man wird das noch erkennen, noch oft und lang die Aufmerksamkeit dieser klassischen Zeit des Bürgerlichen zuwenden, die Fülle der Stimmungen ihm neiden. Auch uns ist noch die Aufgabe gestellt, eine bürgerliche Ordnung zu finden. Nicht nur eine Ordnung schlechthin, sondern eine, die ein tragendes Bürgertum ermöglicht. Die beiden Jahrhunderte gehören zusammen, und wir werden den großen besonnenen Rückschlag gegen die Radikalisierung erleben.“

Man braucht der hoffnungsvollen Prophetie Flakes nicht unbedingt zuzustimmen – er selbst ist am Ende seiner Lebenserinnerungen *Es wird Abend* auch um einiges skeptischer, wenn er besorgt fragt, ob „die anderen Europäer, die Nachbarn und die Amerikaner, in ihrem innersten Wesen bereits jenseits der Sadismen und Brutalitäten stehen“ –, aber man wird Flake zugestehen müssen, daß er das Seine dazu getan hat, ein Gefühl der Vernünftigkeit und des Maßhaltens in den Deutschen wachzurufen, die er mit mehr Sorge als Ironie die

„Menschen des ungefähren Erfassens“ nennt. Schon 1926 hatte er in der „Weltbühne“ geschrieben, in einer Antwort an Tucholsky: „Ich will moralisch elastische Menschen, das heißt: solche, die so elastisch sind, daß sie moralisch fühlen.“ (Ein Irrtum im weiteren Verlauf des Zitats ist zeitbedingt; er sei hier deswegen nicht mehr angeführt.)

Von diesen Überzeugungen sind seine Figuren getragen. Sie alle könnten, soweit sie nicht Gegen-Figuren sind, den Wahlspruch führen, der sich im Wappen von Paris befindet und den Fortunat sich erwählte „Fluctuat, nec mergitur“, in des Autors Übersetzung: „Er schwankt auf den Wogen, sie verschlingen ihn nicht.“

Mit ein wenig Gewaltsamkeit könnte man diesen Wahlspruch, der einem Lebensrezept Flakes gleichkommt, auch übertragen auf die künstlerischen Mittel des Romanciers. Flake ist unberührt geblieben von den Wogen der literarischen Diskussionen, wenn sie um eine moderne Ausweitung der Stilmittel gingen oder gar darum, ob der Roman tot sei. Er hat mit Überzeugung daran festgehalten, daß in ihm „nicht die Erörterung von Zeitfragen, sondern das Erzählen“ die wesentliche Aufgabe sei. Bei Flake, dem es auch in der Kunst um das Bewahren geht, steht bewußt das Imperfektum: Es ist die „wahre Darstellungsform des Erzählers“. Sein Vorbild ist Stendhal, daher seine oft zu Unrecht bemerkte Kühle, zu Unrecht deswegen, weil hinter seinem oft fast rapportierenden, vorwärtsdrängenden Stil – der im übrigen nicht selten von malender Breite unterbrochen wird – eine Beteiligung sich verbirgt, ohne die Flake nicht der Autor geworden wäre, der er ist. Seine Sprache ist fest und federnd, seine Bilder haben vielfach den Reiz einer bewußt gesetzten Herkömmlichkeit. Flake informiert, und er gibt Ambiente. Seine größte Stärke ist es, den Leser einzuspinnen, ihm das Gefühl zu geben, er sei dagegewesen, er lebe mit diesen Figuren in dieser Zeit und teile mit ihnen ihre Probleme. Flake moralisiert nicht, aber er vermittelt Möglichkeiten von Verhaltensweisen, er zeigt Verständnis für menschliche Schwächen und huldigt der einfachen Weisheit, daß das Leben der beste Erzieher sei. Bei der Schilderung seiner weiblichen Figuren erweist er sich als ein subtiler Kenner der Frauen, die bei ihm alles andere sind als Heilige.

Merkwürdigerweise widersetzt er sich der oft geäußerten Ansicht, er habe historische Romane geschrieben – neben anderen Arbeiten, die eine solche Vermutung von der Sache her gar nicht erst aufkommen lassen. Flake bekennt, daß er geschichtliche Romane „zumeist“ ablehne. Nun ist seine Zurückhaltung gegenüber dieser Gattung verständlich. Die Meinung, wer sich geschichtlich bilden will, der solle gefälligst historische Wissenschaft betreiben und zu den Quellen gehen, wird nicht nur von ihm geteilt. Indessen ist nicht zu leugnen, daß im *Fortunat*, in *Hortense* oder im *Handelsherrn*, in den *Montbiver-Mädchen*, in den frühen Entwicklungsromanen um Ruland, im *Montijo* – ein Roman, der zeitlich von der Vorweltkriegszeit bis zu Stresemann angesiedelt ist – Geschichte verwoben wird. Und es ist nicht zu leugnen, daß Flake, dem man gewiß nicht vorwerfen kann, er habe seine historischen Kenntnisse aus zweiter Hand erworben, in der Mitteilung von Einzelheiten, in der Schilderung des

Milieus und der geschichtlichen Zusammenhänge, soweit sie für eine Handlung notwendig sind, akribische Genauigkeit walten läßt. Der Leser wird also, ob er es nun will oder nicht, en passant, vom Autor historisch gebildet, und da Flake auch eine pädagogische Ader besitzt, wird er dies sicher auch so gewollt haben.

„Der Roman ist eine bewegliche Kunstform“, sagt Flake. Ihm kommt es darauf an, Menschen zu schildern, die, nach seinen eigenen Worten, im Roman „von jenseits des Acheron heranschweben“. Das ist eine schöne und tiefe Deutung, zum mindesten ist diese Konzeption ein Ausgangspunkt, dessen Konsequenzen er gradlinig verfolgt hat. Die kulturgeschichtlichen oder gesellschaftlichen Zusammenhänge der Zeiten, in denen seine Romane spielen, ergeben sich ihm von selbst, als Nebenprodukte. Sie sind ihm „nur Mittel, nicht Zweck“. Vielleicht ist diese Auseinandersetzung Flakes mit dem „Vorwurf“, er habe historische Romane geschrieben, nichts anderes als ein semantischer Streit. Die Menschen, die in einem Roman auftauchen, leiden, agieren, müssen allemal Leben vom Autor mitbekommen haben. Sie müssen plastisch sein und keine Schemen, historischer Roman hin, psychologischer oder wie immer konzipierter Roman her. Und: die Figuren bei Flake leben wirklich, sie besitzen ihre eigene Aura und bleiben unverwechselbar, so viele ihrer auch sind.

In diesen Tagen ist die Autobiographie Flakes, *Es wird Abend*, erschienen. Sie ist das Dokument eines erfüllten Lebens, nicht frei von Irrtümern, nicht frei von Bitterkeiten auch, nicht eben das Lebensdokument eines stets glückhaften Menschen, doch eines, der es an Ehrlichkeit nie fehlen läßt. Der Stil ist hier fast bis zum Stenogramm verkürzt; soviel hat der Autor mitzuteilen. Eine vielgestaltige geistige Welt taucht auf. Kaum ein Name dieses Jahrhunderts, der nicht erschiene. Bekenntnisse und philosophische Überlegungen, Ärger mit den Verlegern und Geldsorgen, die genauestens verzeichnet werden: 1934: 5700 Mark eingenommen, 1938: 10800, 1939: 6700 Mark. Auf ihn gemünzte Ausdrücke, wie „der nicht ganz so anrühige Flake“ werden mit einem gewissen Ingrimme notiert. Auseinandersetzungen mit den Oberen des nationalsozialistischen Reiches und die Geschichte vom sogenannten Treueid. Umgang mit Malern wie Konrad von Kardorff, mit Schriftstellern wie Stefan Zweig, Hausenstein, mit Wissenschaftlern, Politikern.

Zuletzt wieder eine Hinwendung zum „Philosophikum“, einer Untersuchung über die philosophisch-religiöse Lage, die er immer wieder umgearbeitet hat. Bezeichnend, daß auch hier und bis zuletzt der Zusammenhang mit den Realitäten gewahrt bleibt: Flake schreibt nicht über philosophisch-religiöse Fragen schlechthin. Er schreibt über die Lage in bezug auf diese Fragen – oder umgekehrt. Er weicht nicht aus, er stellt sich, und er ist ohne große Illusionen. 1946 hatte er geschrieben: „Da mich das deutsche Schicksal nicht unvorbereitet traf, traf es mich auch nicht tödlich. Es beruht alles auf Gegenseitigkeit.“ Auch dieses Wort könnte, gleich dem „Fluctuat nec mergitur“ als Leitspruch über seinem Leben gestanden haben. Flake hat viele Facetten. Dennoch ist er immer er selbst.

Es ist weithin eingerissen, daß man jemandem mit einer hohen Jahreszahl bei Gelegenheit eines Glückwunsches in gut gespielter Heuchelei zum Ausdruck bringt, wieviel jünger und wohler er wirke, als die Jahre es erwarten lassen, wie „ungebrochen“ die leiblich-geistige Frische sei. Als ob einem Achtziger damit gedient ist, wenn er wie fünfundsiebzig „aussieht“. Schleiermachers gut gemeintes, aber nicht gerade tiefsinniges Wort „Ich schwöre mir ewige Jugend“ hat viel Unheil unter uns angerichtet. Es ist geeignet, uns das besondere Glück und die eigentümliche Schönheit des Alters als abschließender Lebensstufe zu verwischen.

Otto Flake ist achtzig Jahre alt geworden, und es sei als Huldigung gesagt, daß er auch wirklich so „aussieht“, daß uns in ihm einmal der seltene, bewegende Anblick und Eindruck eines rechten Mannes dieser hohen Alters- und Geistesstufe zu Teil wird. Goethe hat es noch gut gewußt, daß mit dem Altern immer eine verborgene Leistung verbunden ist, daß nicht so direkt, wie der biblische Spruch meistens gedeutet wird, „niemand seiner Länge eine Elle zusetzen“ kann. Ein alter Mann ist Individualität und Person in erhöhtem Grade.

Alles dies Allgemeine gilt aufs Wort für den achtzigjährigen Otto Flake. Wer einmal in einen Raum voller Menschen gekommen ist, unter denen sich für den Hinzugekommenen zufällig auch Otto Flake befand, wird nicht vergessen, wie die Augen vieler gleichsam selbsttätig steuernd am Gesicht und an der hohen Gestalt dieses Mannes hängen blieben und darüber alle Umstehenden, alle Jugend und alles mittlere Alter, alle die, die es in vielerlei Varianten im menschlichen Leben gibt, trotz ihrer wimmelnden Gegenwart übersahen. Dabei hat Otto Flake vielleicht nicht einmal das, was man auf den ersten Blick einen „bedeutenden“ Kopf nennen würde. Das Goethe-Muster des Intellektuellen, das auch heute noch unter Schauspielern, Schriftstellern, Gelehrten weit verbreitet ist, ist nicht das seine, mit übergroßer Stirn, mit wohlproportioniertem Ebenmaß von Nase, Mund, Wangen- und Kinnschädel. Sein „Typ“, wenn er überhaupt einer ist, wäre eher unter Offizieren, Kapitänen, Forschungsreisenden, Bergsteigern der alten englischen Gentleman-Kategorie zu suchen: Eine Durchblutung der Haut, die permanent sonnen- und wettergebräunt erscheint, helle, wässerige Augen, wie von sehr viel Wind an den Bindehäuten gerötet, die Nase extrem gekrümmt, tiefe, aber nicht hagere Furchen zum fleischigen, vielerlei taedium und Überdruß in sich sammelnden Munde hinunter. Otto Flakes Erscheinung wirkt wie die eines Mannes, der eben eine außerordentliche körperlich-geistige Leistung hinter sich gebracht, einen sehr weiten Wurf getan, einen Gipfel erstiegen hat und nun mit leichter Absence unter all denen sitzt, die ihn von ihrer Alltäglichkeit her auf ihn selbst oder irgendeine beliebige Sache hin ansprechen wollen. Wenn man die Menschen nach stummer und redender Intelligenz unterscheiden dürfte, würde er, zum mindestens im Alter, eher zur ersten Gruppe gehören, so merkwürdig und widerspruchsvoll

dies gerade bei einem so unvergleichlich produktiven und ausdauernden Schriftsteller erscheinen kann. Sein Wort kommt langsam, und es kommt im Gespräch im Grunde „ungeformt“, ohne die bis zur Zunge hin bildende und schmeckende Virtuosität der großen Gerne-Sprecher. Nicht vorzustellen, daß ihm etwa als Vorleser eigener Arbeiten die präziöse Überbetontheit und Übergenauigkeit eigen wäre, wie man sie als Rezitationsstil von Thomas Mann, Franz Werfel, Manfred Hausmann u. a. her kennt und vielleicht in ihrer Art ebenfalls schätzen mag. In Otto Flake sind Natur und Geist paritätisch geblieben, er deckt das Ruinöse der Jahre nicht ab, so weit es naturbedingt ist, und bringt einem gerade dadurch das ambivalent Menschliche näher als die Typen betont intellektueller Prägung. Nicht zufällig harmonieren hiermit auch die meisten Inhalte seines Denkens und Sprechens bis in die heute erreichte Spätphase hinein. Mystik und Transfiguration oder ihre intellektuell „gefaßtere“ Vorform des Glaubens sind nicht eben seine Sache, eher schon eine gute Portion Stoizismus, Ironie und Skeptizismus, die das Gelingen oder Mißlingen der persönlichen Daseinaufgabe gern bis zum letzten Augenblick offen lassen. Vielleicht ist es das Beste, was man nach einer Begegnung mit Otto Flake ihm bei Gelegenheit des achtzigsten Geburtstages als Huldigung aussprechen möchte, daß er einem Mut und Lust machen kann auch einmal so alt zu werden, daß er wie kaum ein anderer der besondern Schönheit wie der besondern Last des hohen Alters durch sein Dasein und seine Erscheinung Geltung und wirkende Kraft zu verleihen weiß.

J. G.

Typische Leistungscharaktere, die zugunsten ihres Ebenbildes leben unter Aufgebot einer beträchtlichen Selbstverleugnung, sprechen sich fortwährend frei, indem sie sich moralisch verdonnern. Sie sind ganz Visier, Theorie, Geltung, Patent. Aber hinter dem Harnisch wird oft allerlei Widerspruch sichtbar, manchmal sogar etwas Schofles, das dann durch Selbstkasteiung gebüßt werden soll.

Übung macht den Meister. Aber je nachdem! Der eine gewinnt an Sittlichkeit und damit sich selbst; dem andern aber geht's bald zu leicht, er verliert sich an Virtuosität und Zynismus.

Eine angeregte Aktivität ist schwer zu bremsen.

Alle haben sie keine Zeit, sie haben zuviel zu tun. Aber womit sie sie vergeuden, danach fragt keiner.

Die Praktiker glauben, sie handelten klug, wenn sie den Gipfel ihrer Träume verschmähen wie etwas Unbezwingbares. Gewiß, das Unbezwingbare entzieht sich auf diese Weise den Blicken, dafür aber wächst das Unverdauliche: ein Haufen Schutt.

Was ein deutscher Professor schon als Privatdozent lernt: Das Korsett seines Rückgrates den Bedingungen seiner Karriere anzupassen.

Ein Kunststück für sich: der natürliche Stolz des Spezialisten. Seiner Sache gewiß, ohne überheblich zu sein.

Das Dilemma beginnt, wenn sich die Blickfelder überschneiden, wenn beispielsweise ein Erholungsort zum militär-strategischen Angelpunkt wird, wenn unter einem Weizenfeld eine Metallader entdeckt wird, wenn ein Forellenbach zum chemikalischen Abwasser wird. So auch beim Menschen. Wenn plötzlich sein eigener Wert, gleichsam sein Liebhaberwert, überschattet wird vom potentiell-energetischen. Durch Technik, Industrie, Militär, Politik erhöht sich das Dilemma der ungemäßen Funktion.

Viele Methoden sind derart, daß das Ergebnis von vornherein um seine Unschuld gebracht wird.

Die experimentelle Biologie wird's noch erreichen: dann wachsen am Apfelbaum Birnen und am Birnbaum Äpfel.

Überall herrscht ein Überhandnehmen der Mittel, der Präparate, der Schraube, der Spirale. Überall verdrehn die Begleiterscheinungen die Sache selbst. Allmählich sind Wünschelruten nötig, um den Quell des Lebens zu finden und den Kern der Sache.

Dem Begriff der Höchstleistung liegt, abgesehen vom rein sportlichen Charakter, auch noch der Charakter einer moralischen Selbsterprobung zugrunde. Er deutet darauf hin, daß jedermann eine Grenze hat und einen Spielraum darüber hinaus, und daß jedermann gut daran tut, diese beiden Faktoren abzuschätzen, um ein für allemal sicher zu sein, was er sich zutrauen, was er sich abverlangen und was er im Ernstfall von sich erwarten kann – vielleicht auch, indem er sich selbst überrascht.

Am Ziel wird gejubelt, aber der es geschafft hat, keucht.

Das faulste in dieser betriebsamen Zeit ist ein Ziel: es will erreicht sein.

Es fehlt dir zum Rekord noch eine Sekunde, an der Arie noch ein Ton, bis zur Freiheit noch ein Schritt. Das sind Momente, in denen das Minimale zur Ewigkeit wird.

Sport als Endphänomen: Pferde sind selten geworden, aber auf den Rennplätzen galoppiert noch immer die Blüte der Zucht.

Jeder Sportsmann, wenn er den Ehrgeiz besäße, logisch zu handeln, müßte auf der Höhe seines Lebens Selbstmord begehen. Denn wäre nicht dies sein bedeutendster Sieg: dem Tod zuvorgekommen zu sein?

Siege sind eindeutig, sie werden Statistik. Aber noch ums beste Menschenwerk läßt sich streiten.

Man sollte nie vergessen, daß der Erfolg nur eine Zugabe ist. Der erstrebte Erfolg ist eine Prostitution der Mittel, er setzt den Effekt an Stelle der Wirkung, den Affekt an Stelle des Gefühls, die Vorspiegelung an Stelle der Erscheinung, die Pose an Stelle der Gebärde. Der echte Erfolg stellt sich ein, er ist eine Bestätigung. Der erstrebte Erfolg wird herbeigehext und hat etwas Betäubendes. Der echte Erfolg macht dankbar und hält wach, der erstrebte Erfolg macht rechthaberisch und schläfert die Selbstkritik ein.

Manche Begriffe verlieren im Wandel der Zeiten an Schrecken, so etwa das Wort Sklaverei. Das kommt daher, daß innerhalb der Leistungssphäre ein Faktor der Sklaverei mitwirkt, dem jedermann seinen Tribut zollt.

Die „Einheit von Seher und Gesicht“, die für uns durch die gelebte Erkenntnis Rudolf Kassners in die Helle des Bewußtseins gehoben wurde, wird in Frankreich von niemandem intensiver verkörpert als von René Char. Der Blick, den Marcel Proust als Knabe auf die besonnenen Kirchtürme von Martinville heftete, ist exemplarisch für jene „Haltung, die eine reale Verbindung zwischen dem Sehenden und dem Gesehenen herstellt“, auf deren Nähe zur mystischen Kontemplation beim künstlerisch Schauenden zuerst E.R. Curtius hinwies. Er ist auch exemplarisch gegenüber der reinen Kontemplation, indem er den Knaben zu Papier und Bleistift greifen und ein Stück Prosa entstehen ließ. René Char aber geht noch einen entscheidenden Schritt darüber hinaus. Wenn Proust seine Schau ohne körperliche Aktivität buchstäblich im Wagen „erfahren“ muß und wenn im Gegensatz dazu der Wanderer Rimbaud zuletzt in das tödliche Schweigen eingeht, so ist Char das einzigartige Beispiel jenes dichterischen Menschen, der durch höchste Aktivität in immer lebendigerer Sprache zum Geheimnis der Dinge und zu ihrer offenbarenden Gestaltung kommt; nicht nur in der dichterisch-denkerischen Formel, wie der eine oder andere der Zeitgenossen, sondern im reinen Gedicht. Mag sein, daß dies der Hauptgrund ist, warum unsere Zeit, ungewohnt einer solchen seltenen Verbindung von handelnder und schauender Intensität, nur langsam den Zugang zum Werk dieses großen Franzosen fand.

René Char veröffentlichte seine ersten Gedichte vor 30 Jahren. Band folgte auf Band. Vor 15 Jahren erschien das erste, eindringlich kluge Buch über ihn von Georges Mounin. Camus nannte ihn den größten lebenden Dichter Frankreichs. Aber selbst der hochgezüchtete, mit den schwersten Soßen vertraute Magen der französischen Intelligenz braucht immer noch mehrere Aperitifs zuvor und verdaut auch dann noch den neuen Bissen nur langsam. Spät, erst im Sommer 1959, erschien über Char in der führenden Pariser Zeitung, „Le Monde“, die erste größere Betrachtung, verfaßt von Emile Henriot, mit der Würde der Académie française, halb respektierend, halb sich mokierend. Darin wird Char „Hermétisme“, okkultistische Dunkelheit vorgeworfen. Die berühmt-berüchtigten „juxtapositions de mots“, die Verschränkungen gegensätzlicher Bilder, wirken anscheinend, seit Char seinen anfänglichen Surrealismus hinter sich gebracht hat, nur um so verwirrender. Sehen wir daher uns vor und hören wir kritisch zu:

„L'intelligence avec l'ange, notre primordial souci.

(Ange, ce qui, à l'intérieur de l'homme, tient à l'écart du compromis religieux, la parole du plus haut silence, la signification qui ne s'évalue pas. Accordeur de poumons qui dore les grappes vitaminées de l'impossible. Connaît le sang, ignore le céleste. Ange: la bougie qui se penche au nord du cœur.)“

„Einverständnis mit dem Engel, unsere allererste Sorge.

(Der Engel: dasjenige, das im Innern des Menschen das vom erhabensten Schweigen gesprochene Wort, die keinerlei Wertung unterliegende Bedeutung freihält von allem Zugeständnis an das Religiöse. Der Lungen-Stimmer, der die nährenden Reben des Unmöglichen übergoldet. Kennt das Blut, weiß nichts von Himmelsdingen. Der Engel: die im Norden des Herzens sich neigende Kerze.)“

Was soll das? Wer *sieht* diesen Engel, der (das erkennen wir wenigstens gleich) aus keinem christlich erleuchteten Himmel herabkommt? Erde und Dunkel. Dunkel und nur schwache Umrisse. Okkultismus? Oder ist hier wieder einmal ein Dichter in seinem Elfenbeinturm eingeschlossen, spricht hier wieder einer das horazische „odi profanum vulgus et arceo“? Wer *hört* diesen Engel, der „la parole du plus haut silence“, das Wort des höchsten Schweigens, von jedem religiösen Kompromiß freihält? Was ist diese „signification qui ne s'évalue pas“, die Bedeutung, die sich keiner Bewertung unterfängt? Bei dieser Definition assoziiert sich das Wort Rudolf Kassners, in dem er das echte Wesen der Freiheit bestimmt: „die Person gegenüber dem Unendlichen ohne Wetteifer, Ruhm und Nachahmung“. Der Mensch ohne homerischen Agon, ohne napoleonische Gloire, ja selbst (bei Char) ohne Imitatio Christi; trivial gesagt, ohne Ehrgeiz, ohne Prestige, ohne Konvention, der Mensch ganz allein in der eingeborenen Realität seines Wesens: mit dem Engel, der uns dahin führt, sollen wir uns verständigen. Wer ist er aber, genauer? Er ist in dem folgenden Satz selber mächtig anwesend und erscheinend: „Der Lungen-Stimmer, der die nährenden Reben des Unmöglichen übergoldet.“

Mit dieser Bildverschränkung kommen wir besonders gut in die Charsche Imagination hinein, die nicht Phantastik und nicht Dunkel ist, sondern im Gegenteil genauere Realität. Wenn wir im Einverständnis mit unserm Engel sind, „stimmt“ er unsere „Lungen“ wie ein Klavierstimmer sein Instrument so lange ab, bis die reinen Intervalle des irdischen Daseins tönen und der Wind der Welt, durchströmend, uns absolute Stimmen entlockt, Übereinstimmung mit uns selbst als Übereinstimmung mit der universalen Wirklichkeit, oder, wie Char an anderer Stelle sagt, Souveränität durch Entpersönlichung jenseits der Schwätzereien des Subjektiven. Durch sie werden die vitaminreichen Trauben des Unmöglichen reif in ihrem goldenen Herbstglanz: das Unmögliche, das im Schreck der Gnade zum Möglichen wird für den, der sich dem Risiko des gnadenlosen Daseins ganz aussetzt.

„Er kennt das Blut“: beide Worte sind gleichgewichtig. Das irdische *Blut* ist das Sein des Dichters Char, der nichts von Himmelsdingen wissen will, „ignore le céleste“; der aber das Blut nicht herrschen läßt, sondern es beherrscht, es *kennt*: also nicht mehr der Automatismus der surrealistischen Wort- und Bildassoziationen gilt bei dem reiferen Char. Der männliche Gestalter ergreift das andrängende Material und hebt es ins Licht der Kenntnis. In jener Zeit des „Winters“ des 20. Jahrhunderts, an jenem Ort des „Nordens“,

in dem das Licht der Kerze sich neigt. Dichter und Mensch sind dabei eins, denn dieser Lungen-Stimmer erreicht die absolute Reinheit der Stimmung, der Übereinstimmung mit der Wirklichkeit durch die Kongruenz der dichterischen Vision mit der nackten Realität.

Unser Zitat ist aus den *Feuillets d'Hypnos*, 1943/44, Aufzeichnungen aus dem Maquis. Hypnos war Chars Deckname, er war einer der Führer der Résistance in seiner provençalischen Heimat. Die Sprache dieser Aufzeichnungen erinnert in ihrer Präzision und erregten Kälte etwas an die Ernst Jüngers. Aber trotz ähnlicher militanter Situation erwächst aus einer durchaus anderen Formkraft ein durchaus anderes Werk eines durchaus anderen Menschen. Um das sichtbar zu machen, betreten wir nun den eigentlichen, den dichterischen Raum Chars. In dem 1952 erschienenen schmalen Gedichtband *La paroi et la prairie* (Die Felswand und die Wiese), dem wohl reinsten Diamanten in der Kette der Charschen Gedichtbände, stehen, nach je einem aus dem personhaften Schicksal Chars gekelerten Prosagedicht, nur zweimal vier auf engstem Raum verdichtete Poeme: vier Bilder von der Felsenwand aus der Höhle von Lascaux und vier Tierbilder aus der mittelmeeischen Landschaft. Unter ihnen „Der Stier“:

Le taureau

Il ne fait jamais nuit quand tu meurs,
Cerné de ténèbres qui crient,
Soleil aux deux pointes semblables.

Fauve d'amour, vérité dans l'épée;
Couple qui se poignarde unique parmi tous.

„Niemals ist Nacht, wenn du stirbst, / umringt von heulendem Dunkel, /
du Sonne mit Zwillingsspitzen. / Liebesraubtier, Wahrheit im Schwert, /
Paar, sich durchbohrend, einzig unter allen.“

In fünf Zeilen geformt: das Bild, das Sinnbild und die Realität der Welt. In den drei ersten Zeilen das Bild des Stiers, die Mächtigkeit des Lebens, das, zu Tod getroffen, nicht ins Dunkel versinkt, da es die Sonne selbst ist, sie als Kern unzerstörbar in sich hat. Wieso? Was ist das für eine Mystik: „Niemals ist Nacht, wenn du stirbst.“? Dieses heulende Dunkel, diese keuchende, schreiende Finsternis, die das von Geburt an dem Tode zufallende Leben umgibt, ist keine auslöschende Nacht, es ist Umhüllung eines Lichtkerns, der „Sonne mit Zwillingsspitzen“. Die beiden weitgeschwungenen Stierhörner wenden sich in umfassender Kurve gegeneinander, zueinander. Das auseinanderstrebend Gegensätzliche und sich doch so Gleichende – „semblable“ – führt zur Einigung, und das Geeinte führt zur tödlichen Durchdringung. Hier geschieht im Dichter die reale Transformation durch das, was er als das „inextinguible réel incréé“ bezeichnet. Er sieht den Mann und die Frau, den

Menschen und die Welt, wenn sie sich innig vereinen, in der wechselseitig durchbohrenden Einheit von Wildheit und Hingabe. „Liebesraubtier, Wahrheit im Schwert, Paar, sich durchbohrend, einzig unter allen“: Das Liebeswild, im aktiven und passiven Sinn, in dessen Realität sich der Stier vor dem Degen des Torero verwandelt, findet seine Wahrheit im Schwert oder im Horn, mit dem es durchbohrt und von dem es durchbohrt wird; das Liebespaar, allein unter allen, findet in der liebenden Durchdringung, in der die Gegensätze von Tag und Nacht, von Tod und Leben aufgehoben sind, seine Erfüllung. Das Seiende ist die unauslöschliche Sonne des ungeschaffenen Realen, umgeben von der schreienden Finsternis. René Char macht keinen religiösen Kompromiß, steigt in keine Metaphysik ein, wenn er das naturalistische Bild der Konvention transzendiert. Von dem großen Urvater der modernen Lyrik, Mallarmé, nimmt Char den inneren Kern des Gedichtes, die reine Bildvermählung der fremdesten Worteinsamkeiten, hebt sie aber aus der „Abwesenheit“, der *absence* des Mallarméschen Gedichts in die Sonne der unmittelbaren, unerwarteten Realität, dadurch daß er das Schicksal des 20. Jahrhunderts durchlitt und dabei einen neuen Mut und eine neue Kraft fand, sich ganz der Wirklichkeit auszusetzen. Aber keinen Platz mehr auf dieser Erde hat derjenige, der mit der Schönheit spielt. Char sagt es mit schneidender Ironie: „Die Nasen hoch im Hinblick auf das letzte Luftkunststück unserer Hans-Dampf-in-allen-Geistesgassen: die Fallschirme öffnen sich nicht mehr.“

In seiner imaginativen, dichterischen Aphoristik erinnert René Char an Novalis, wenngleich der Franzose über die spruchhafte Mystik des Deutschen zum wirklichen „poème“ weiterschreitet. Einige Beispiele für das aphoristische Denken Chars fügen sich leicht wie von selbst zu einem größeren Prosagedicht:

Bewohnen wir einen Blitz, so ist er das Herz der Ewigkeit. –

Eine Rose, damit es regne. Das ist, am Ende unzählbarer Jahre, dein Wunsch. –

Wenn du trunken bist von Kummer, dann hast du vom Kummer nur das eine: den Kristall. –

Die Frucht ist blind. Der Sehende ist der Baum. –

Die Fluglinie des Gedichts. Sie müßte einem jeden sinnlich wahrnehmbar sein. –

In unserem Dunkel: nicht *einen* Platz hat die Schönheit darin. Der ganze Platz ist ihr, der Schönheit, zugebracht. –

Du meine ganze Erde, wie ein Frucht gewordener Vogel in einem ewigen Baum, ich bin dein.

In einem der schönsten Charschen Bilder wird das Sehende seines Auges uns restlos sichtbar: „Blitz und Rose, in uns, in ihrer Vergänglichkeit, verbünden sich zu unserer Vollendung.“ – Blitz und Rose, in der Identität ihrer Vergänglichkeit wird das gemeinsame Herz ihres Gegensätzlichen sichtbar: die zweite Realität des Intensiven, das unvergänglich Reale des flüchtigsten Augenblicks, wenn er nur die konzentrierte Zeit des Dichterischen ist.

Eine ungewöhnlich humane Männlichkeit kommt als glückliche Mitgift hinzu, um einer Gefahr zu begegnen, von der Char nicht ganz frei ist: daß das Eruptive des mystischen Augenblicks nicht von der ihm entsprechenden Form eingefangen und gefaßt wird, sondern sich bombastisch ausdehnt, zumindest seiltänzerisch ausfranst oder ausschweift nach der Manier des Nietzscheschen *Zarathustra*. Aber Char kennt die Gefahr. Er weiß: „Der Dichter muß – schonungslos seinen Adler verbleuen.“ Im ersten Kapitel der deutschen Char-Ausgabe¹⁾ in *Dehors la nuit est gouvernée* (Draußen die Nacht wird regiert) ist von diesem zu verbleuenden Adler einiges zu spüren. Schade, daß nicht auszugsweise aus den ersten Sammlungen, die in *Le marteau sans Maître* zusammengefügt wurden, einige der hervorragend verdichteten, schmalen Poeme in die deutsche Großausgabe hineingenommen wurden: ihre knappe Form würde zeigen, daß ein gewisses ausschweifendes Moment bei Char wohl nicht zum ursprünglichen Kern gehört, sondern zeitweise bedingt war durch die Übermacht des Geschehenen. Denn Char ist in Wahrheit der Meister der Stille. Er empfindet sich selbst so in einer eigenen Anmerkung zu seinem großartigen Gedicht „Le requin et la mouette“ (Der Hai und die Möwe), in dem er jenen Augenblick der Reinheit herbeiführt und das gewaltsam Getrennte eint: auf sein Gedicht folgt wie „auf einen brutalen Hahnenschrei“ jene Stille, deren Meister er ist. Aus ihr heraus gelingen ihm solche zauberhaften Gedichte wie aus der letzten Zeit „Der Wald von Epte“:

Le Bois de l'Epte

Je n'étais ce jour-là que deux jambes qui marchent.
 Aussi, le regard sec, le nul au centre du visage,
 Je me mis à suivre le ruisseau du vallon.
 Bas coureur, ce fade ermite ne s'immiscait pas
 Dans l'informe où je m'étendais toujours plus avant.
 Venus du mur d'angle d'une ruine laissée jadis par l'incendie,
 Plongèrent soudain dans l'eau grise
 Deux rosiers sauvages pleins d'une douce et inflexible volonté.
 Il s'y devinait comme un commerce d'êtres disparus, à la veille
 de s'annoncer encore.
 Le rauque incarnat d'une rose, en frappant l'eau,

¹⁾ S. Fischer Verlag, Frankfurt/Main 1959. Vgl. die Rezension dieses Bandes in Heft 69 der NDH.

Rétablit la face première du ciel avec l'ivresse des questions,
 Eveilla au milieu des paroles amoureuses la terre,
 Me poussa dans l'avenir comme un outil affamé et fiévreux.
 Le bois de l'Epte commençait un tournant plus loin,
 Mais je n'eus pas à le traverser, le cher grainetier du relèvement!
 Je humai, sur le talon du demi-tour, le remugle des prairies où
 fondait une bête,
 J'entendis glisser la peureuse couleuvre;
 De chacun – ne me traitez pas durement – j'accomplissais, je le sus,
 les souhaits.

„Ich war an jenem Tage nichts als Schreiten. / Trockenem Blicks, das Nichts mitten im Antlitz, / begleitete ich den Bach durchs Tal. / Im Niederen laufend, mengte dieser schmale Eremit sich nicht / ins Umgestaltete, wo ich immer weiter mich verbreitete. / Aus einem nach dem Brand verbliebenen Gemäuer spießend, / tauchten jäh ins graue Wasser / zwei wilde Rosenstöcke voll von sanftem unbeugsamem Willen. / Man ahnte dort ein Weben von verschollenen Wesen, die sich nochmals bekunden wollten. / Das heisere Rot einer Rose beim Aufschlag ins Wasser / schuf neu das Urgesicht des Himmels mit dem Rausch der Fragen, / stieß mich ins Künftige wie ein gierig-fieberhaftes Werkzeug. / Der Wald von Epte begann an der nächsten Biegung. / Nicht zu durchqueren brauchte ich den teuren, der den Samen des Aufstiegs in sich hütet. / Die Fersen halb gewendet, sog ich ein den dumpfigen Geruch der Wiesen, wo ein Tier zerschmolz; / das Huschen der scheuen Blindschleiche vernahm ich; / die Wünsche eines jeden – seid nicht hart zu mir – ich wußte, daß ich sie erfüllte.“

Char geht durch die Zeit, das Nichts im Gesicht, und verliert sich an dem Fadenlauf ihres Gewässers ins Umgeformte. Mitten im Gnadenlosen erlebt er erneut den Schreck der Gnade: „– tauchten jäh ins graue Wasser / zwei wilde Rosenstöcke voll von sanftem unbeugsamem Willen“. Wieder beginnt im Dichter die Seinswerdung von jener doppelten Vitalität genährt zu werden, über die ein Char im humanen Geist verwandter Zeitgenosse, Elio Vittorini, in seinem *Öffentlichen Tagebuch* anlässlich eines dritten Geistesverwandten, William Faulkners, spricht: „Das Bild wird stets von einer zweiten, manchmal schattenhaften, doch manchmal auch noch leuchtenderen Gestaltwerdung begleitet, die scheinbar die erste stärkt, aber in Wirklichkeit einen andern Impuls der Phantasie ausdrückt, eine andere Ader, eine andere Ideenordnung.“ Was hier der Autor des *Schatten des Elefanten* über den Autor des *Absalom* sagt, gilt genau für Char. Die doppelbödige Identität von Dasein und Dichtung taucht auf: „Man ahnte dort ein Weben von verschollenen Wesen, die sich nochmals bekunden wollten.“ Wenn Hai und Möwe, wenn Rose und Blitz sich im Geist des eigentlichen Menschen berühren, geschieht die zauberische Kommunikation des Realen: „Das heisere Rot einer Rose beim Aufschlag aufs

Wasser / schuf neu das Urgesicht des Himmels . . .“. Char wohnt dichterisch auf der Erde. Der Wald von Epte, das Symbol der Sicherheit bei Char (worauf Greta Rau in ihrem Buch über Char hinweist), noch mehr das Symbol des wolkigen, bergenden Dunkels braucht nicht durchquert zu werden, der dichterische Mensch bleibt stehen, zugewendet dem Geruch der Wiesen (wo ein Tier zerschmolz): zu einer restlosen Erfüllung im Fragment des Seins. Fernher vermischt sich diesem Klang eine alte, brüderliche Stimme:

„Wie Rosse, gehn die gefangenen / Element und alten / Gesetze der Erd.
Und immer / Ins Ungebundene gehet eine Sehnsucht. Vieles aber ist /
Zu behalten. Und not die Treue. / Vorwärts aber und rückwärts wollen
wir / Nicht sehn. Uns wiegen lassen, wie / Auf schwankem Kahne der
See.“

Hier ist die gleiche geistige Haltung. Der Anfang dieses Hölderlinschen Gedichts könnte aus provençalischer Erde geborene Imagination und Expression René Chars sein: „Reif sind, in Feuer getaucht . . .“. Es ist, als ob aus dem späten, fragmentarischen Hölderlin der Geist von Volk zu Volk gewandert und in Char auferstanden wäre. Doch kein Mißverständnis! Wenn in dieser Betrachtung deutsche Namen auftauchten (im positiven Sinn Hölderlin, Novalis, Kassner; im negativen Nietzsche, Ernst Jünger), dann ist hier nicht so sehr von Analogien die Rede wie von Assoziationen. Um interpretierend das Wesen Chars zu treffen, braucht es andere kommunizierende Mittel als den Vergleich. Aber immerhin, das Verständnis für Char wird dem Deutschen durch seine eigene Tradition erleichtert, nicht noch zusätzlich erschwert wie etwa bei Valéry. Was die sprachliche Übertragung angeht, kann die Vieldeutigkeit der Charschen Bilder kaum so vielfältig im Deutschen widerspiegelt werden, wie die diamantene Art des Dichters es verlangt. „La vitalité du poète n'est pas une vitalité de l'au-delà mais un *point diamanté* actuel de présences transcendantes et d'orages pèlerins.“ Auf deutsch: „Die Vitalität des Dichters ist keine Vitalität aus dem Jenseits, sondern ein glitzernder Punkt, hier und jetzt, von gegenwärtigen Transzendenzen und pilgernden Stürmen.“ Dieser *point diamanté* ist aber nicht nur ein glitzernder Punkt, der in reichem Wechsel schimmert und funkelt, er ist viel mehr – Härte und Glanz in einem – von einer substantiellen Komprimiertheit und Festigkeit, die der fremden Sprache ebenso Grenzen setzt, wie seine vielseitige Strahlkraft es tut. Dies erwägend, dürfen wir aber jetzt nach Erscheinen der Charschen Großausgabe sagen: wir haben René Char deutsch. Er wird von nun an ein Bestandteil auch des deutschen Geistes sein. Es ist unsere Sache, wie weit dies geschieht. Der sich selbst suchende Char wollte zu sich selbst kommen. Nun sucht er auch uns. Seine allerersten Verse (vor 30 Jahren in seinem *Arsenal*), die Pierre Boulez kongenial in Musik übertrug, sprechen es so aus:

Des yeux purs dans le bois
Cherchent en pleurant la tête habitable.

Reine Augen, in den Wäldern,
Suchen unter Tränen das bewohnbare Haupt.

GÜNTER EICH – MEINE SIEBEN JUNGEN FREUNDE

Ein Hörspiel

Stimmen:	BIROWSKI	THERESE
	KARL	PAULA
	LEONARD	CÄCILIA
	JAROSLAW	ERDMUTHE

AGNES

I.

BIROWSKI: Seit einem Jahr, meine Damen, bin ich ein lebensbejahender Mensch. Genauer gesagt, seitdem ich vom Bier zum Spiritus übergegangen bin.

THERESE: Was?

PAULA: (*laut und akzentuiert*) Er trinkt Spiritus.

THERESE: Spiritus? Na, hören Sie, Herr Birowski!

BIROWSKI: Mit Wasser verdünnt.

PAULA: Wennschon.

BIROWSKI: Bei 45 Mark monatlich braucht man ein billiges Getränk. Trinken Sie gar nichts?

PAULA: Ab und zu einen Schluck Wermut. Aber Spiritus! Das kann für die Gesundheit nicht gut sein.

BIROWSKI: (*verächtlich*) Gesundheit! Ich bin sechsundsiebzig.

PAULA: Therese ist achtundsiebzig. Da wird die Gesundheit immer wichtiger. Nicht wahr, Therese?

THERESE: Morgens und abends je sechs Tropfen auf einen Eßlöffel Traubenzucker. Ist es schon wieder soweit?

PAULA: (*laut*) Ich sage, er wütet gegen seine Gesundheit.

THERESE: Wogegen soll er wüten, wenn er Erfolg haben will? Gegen den Bürgermeister? Oder die Ratten?

BIROWSKI: Jedenfalls schmeckt Spiritus nicht schlecht. Sie müßten es versuchen.

PAULA: (*schüttelt sich*).

BIROWSKI: Es ist alles Gewohnheit.

PAULA: (*laut*) Es schmeckt ihm.

THERESE: Ja, immer zufrieden, nie so mürrisch wie wir.

BIROWSKI: Ich habe Gesellschaft, das hilft mir.

PAULA: Ach? Und sitzen den ganzen Tag hinter verschlossenen Türen!

THERESE: Mit der Gesellschaft?

BIROWSKI: Durch verschlossene Türen kommen sie gern.

PAULA: Merkwürdige Leute. (*Laut*) Durch verschlossene Türen.

BIROWSKI: Sie brauchen nicht zu erschrecken.

PAULA: Verbrecher am Ende?

BIROWSKI: Ganz harmlos.

- PAULA: Das kommt mir nicht harmlos vor. Ich möchte wenigstens noch „herein“ sagen dürfen und mich auf meinen Schlüssel verlassen.
- BIROWSKI: Mit Spiritus hat man zu allem ein anderes Verhältnis.
- PAULA: Das muß ein spätes Stadium sein.
- THERESE: Wovon sprichst du, Paula?
- PAULA: (*laut*) Er sieht Gespenster.
- THERESE: Ach?
- BIROWSKI: Ich sage lieber: Ich habe Gäste, historische Persönlichkeiten von Adam und Eva an.
- PAULA: Hörst du das, Therese? Es muß interessant sein.
- BIROWSKI: Mit Thomas von Aquin war die Unterhaltung schwierig. Aber mit Margarete von Navarra habe ich mich gleich verstanden.
- PAULA: Wer ist das?
- BIROWSKI: Ich kannte sie auch vorher nicht.
- THERESE: Wir sollten trinken, Paula, und sie kennenlernen.
- BIROWSKI: Friedrich den Großen habe ich überzeugt, daß er Maria Theresia hätte heiraten sollen.
- PAULA: Hat er es eingesehen?
- BIROWSKI: Freilich. Und Columbus, daß er Amerika nicht hätte entdecken dürfen. Columbus war sehr ungehalten.
- PAULA: Das glaube ich.
- BIROWSKI: Er hat eine durchdringende Stimme. Ich dachte, Sie würden sich über den Lärm beschweren.
- THERESE: Ich höre sowieso nichts.
- PAULA: Niemand hört es außer Ihnen.
- BIROWSKI: Gott sei Dank. Ich habe oft gedacht: Die beiden Damen vorn werden nicht schlafen können.
- PAULA: Nachts kommen sie auch?
- BIROWSKI: Und laut sind sie: Musik, Tanz und Gesang. Da ist es ein Glück, daß es niemand hört.
- THERESE: Wenn ich's nur hörte! Wen erwarten Sie heute?
- BIROWSKI: Jaroslaw.
- PAULA: Auch historisch?
- BIROWSKI: Nein. Er ist zur Zeit in einer Heil- und Pflegeanstalt.
- PAULA: Ach so.
- BIROWSKI: Ehrlich gesagt, im Laufe der Zeit ist es mit den Besuchern bergab gegangen. Früher waren es Könige und Philosophen. Der letzte war Schopenhauer, und der war schon sehr mürrisch. Jetzt sind es eigentlich immer dieselben, sind nicht berühmt und sogar ziemlich fragwürdig. (*Nachdenklich*) In verschiedener Hinsicht fragwürdig. Manchmal habe ich den Verdacht, daß sie im Telefonbuch stehen. Hören Sie wirklich nichts?
- PAULA: Nein.
- BIROWSKI: Warum kommen sie zu mir? Früher, da hätte ich es eher verstanden. Da war ich jemand.

PAULA: Wir haben auch bessere Tage gesehen. Wirklich, Herr Birowski, wir haben nicht immer von der Fürsorge gelebt.

BIROWSKI: Glaub' ich gern.

PAULA: Therese war Gesellschafterin in fürstlichen Häusern.

THERESE: Was war ich?

PAULA: (*laut*) In Galizien. Im Lande Krain.

BIROWSKI: Ich war Schriftsetzer, Spezialist für Griechisch und Hebräisch. Das setzt klassische Bildung voraus. Leider habe ich das meiste vergessen.

PAULA: Ich bin auch ziemlich belesen. Ich hatte nämlich eine Buch- und Papierhandlung.

BIROWSKI: So.

PAULA: In Ostfriesland.

BIROWSKI: Ja, das ist nun alles vorbei. Bei mir jedenfalls ist nichts mehr zu holen, nicht einmal Unterhaltung. Allenfalls Jaroslaw – (*Er denkt nach*)

PAULA: Jaroslaw?

THERESE: Ist er bescheidener als die andern?

BIROWSKI: Er hat eine kleine Beziehung und hofft, daß er Aufseher in der Zuchthausbäckerei werden könnte.

PAULA: Dann kommt er ins Beamtenverhältnis, das ist immer gut.

BIROWSKI: Mir gibt er zweimal wöchentlich Sprachunterricht.

PAULA: Englisch? Oder Französisch?

BIROWSKI: Eigentlich wollte ich Englisch lernen. Aber Jaroslaw hat mich überzeugt, daß Hesperidisch vernünftiger wäre.

THERESE: Hesperidisch? (*Kopfschüttelnd*) Mein Gehör!

BIROWSKI: Er hat eine ausführliche Grammatik und ein Wörterbuch des Hesperidischen verfaßt.

PAULA: Nie gehört.

BIROWSKI: Es ist natürlich ganz auf die Zukunft berechnet. Wenn die ersten Fahrzeuge den Planeten Hesperos erreichen – den Abendstern, verstehen Sie, die Venus –

PAULA: (*fassungslos*) Den Abendstern!

THERESE: Dann ist es gut, wenn einige schon die Sprache verstehen.

BIROWSKI: So meinte Jaroslaw.

THERESE: Das überzeugt mich.

BIROWSKI: Wenn Sie vielleicht Unterricht nehmen wollen? Er ist ein Genie in seiner Art.

PAULA: Und kommt zweimal wöchentlich.

THERESE: Leider nur zu Ihnen.

BIROWSKI: Das vergesse ich immer.

PAULA: Haben Sie schon viel gelernt?

BIROWSKI: (*ausdrucksvoll, mit verschiedener Betonung*) Mang mang mang mang.

THERESE: Aha.

PAULA: Und was heißt das?

- BIROWSKI: Das Hesperidische kann man nicht übersetzen.
- THERESE: Der Wortschatz scheint gering zu sein.
- BIROWSKI: Es kommt alles auf die Betonung an. In Jaroslaws Sprachlehre nimmt die Betonung allein dreihundert Seiten ein.
- PAULA: Enorm. Sind die andern auch so tüchtig?
- BIROWSKI: Erdmuthe ist Seifenvertreterin.
- THERESE: Erdmuthe? Gelungen!
- BIROWSKI: Leider etwas kleptomanisch.
- THERESE: Aber nicht existent. Dann schadet es nichts.
- BIROWSKI: Ja, es ist ein Widerspruch, aber der ist bei allen. Ich muß mich damit abfinden. Leonard zum Beispiel wäscht Fassaden, aber welche Fassaden, und wer bezahlt ihn dafür? Es ist übrigens eine Verlegenheitsarbeit. Er ist eigentlich Journalist und Schriftsteller.
- THERESE: Dann schreibt er wohl an Blättern, die im Jenseits erscheinen?
- BIROWSKI: Er ist der Ansicht, daß es auch noch in der Hölle ein blühendes Verlags- und Pressewesen geben müsse.
- THERESE: Dort weiß er also Bescheid.
- PAULA: Jaroslaw, Erdmuthe, Leonard, das wären drei.
- BIROWSKI: Dann Agnes, die Apothekerin.
- PAULA: Das klingt normal.
- BIROWSKI: Sie hat etwas auf dem Gewissen.
- THERESE: Auf ihrem?
- BIROWSKI: Aber ich weiß nicht was.
- PAULA: (*seufzend*) Ich wüßte es bald.
- BIROWSKI: Dann Cäcilia, Vorsängerin in der Gnadenkapelle, sucht aber gerade nach einer besser bezahlten Stellung. Sie hat Angebote vom Kabarett.
- PAULA: Sind fünf.
- BIROWSKI: Der wohlhabendste ist Karl, Realitätenbesitzer.
- THERESE: Was?
- BIROWSKI: Verschiedene wenn auch feuchte Wiesengründe, eine Scheune in der Fränkischen Schweiz und ein Pferd.
- PAULA: Sind sechs.
- BIROWSKI: Sieben. Das Pferd zählt mit. Es heißt Marius. Ein Wallach.
- THERESE: Spricht es?
- BIROWSKI: Bisher nicht. Es schaut zum Fenster herein und frißt aus der Dachtraufe. Deshalb brauche ich eine ebenerdige Wohnung. Zuletzt wohnte ich vier Treppen hoch, das war für Marius zu schwierig. Hier ist es ideal.
- PAULA: Ideal? Na! Meinen Sie die Ratten?
- BIROWSKI: Das Zimmer und die Anordnung der Möbel.
- PAULA: Das möchte ich sehen, aber Sie haben ja immer verschlossen. Und das Schlüsselloch gibt nicht viel her.
- BIROWSKI: Das Bett haben wir in die Mitte gestellt. Endlich genug Sitzplätze,

verstehen Sie! Und ost-westlich wegen der magnetischen Ströme. Für Agnes ein Stuhl in der Ecke, und wenn Cäcilia singt, steigt sie auf den Tisch. Es ist an alles gedacht.

THERESE: Ein idealer Raum.

BIROWSKI: Wir fühlen uns alle wohl.

PAULA: Wissen Sie, wer früher hier gewohnt hat? Der Henker.

BIROWSKI: Pfui Teufel.

THERESE: Es ist über hundert Jahre her.

PAULA: Ja, es ist ein altes Haus. Dicke Mauern, viel Angst, viel Tränen. Im Keller, heißt es, liegen noch der Strick, das Richtbeil und die Ketten.

BIROWSKI: Gute Gesellschaft für uns.

PAULA: Wer Freunde hat und erst vier Wochen da ist –

THERESE: Es ist feucht um das Haus herum, das zieht den Blitz an. Ja, der kommt. Es ist immerhin eine Art von Besuch, wenn er in den Kamin einschlägt.

PAULA: Drei- bis viermal im Hochsommer. Und im Herbst kommen die Flecken in der Wand heraus. Und wenn es auf den Winter zugeht – die Fenster sind nämlich nicht dicht. Haben Sie schon Kohlen beantragt?

BIROWSKI: Jetzt! Hören Sie's?

PAULA: Was denn?

(Sie horchen. Es bleibt alles still)

PAULA: Ich höre nichts.

THERESE: Ich höre immer was, aber ich bin nicht maßgebend.

BIROWSKI: Wenn ich einen Schluck nehme, kann ich es besser unterscheiden: Ist es Marius, der über die Wiese trabt, oder übt Cäcilia für den Kirchenchor?

THERESE: Oder Jaroslaw hält Sprachunterricht?

PAULA: *(erbittert)* Oder Erdmuthe stiehlt. Wer taub ist, hört am besten.

BIROWSKI: Ich muß hinüber. Entschuldigen Sie mich!

PAULA: Bitte, bitte.

(Birowski geht)

THERESE: Nun?

PAULA: Nun?

THERESE: Zum erstenmal aus der Nähe gesehen.

PAULA: *(mürrisch)* Und wenn einer keine Brille braucht? Der sieht nichts, darauf läuft es hinaus.

THERESE: Unrasiert, graue Haare, rote Nase.

PAULA: Sagte ich dir schon vor vier Wochen. Wie alte Männer eben aussehen. Es ist immer eine Enttäuschung.

THERESE: Nichts Besonderes, du hast recht.

PAULA: Was hattest du erwartet?

THERESE: Eine Art älteren Prinzen.

PAULA: Tut mir leid.

- THERESE: Als er sagte: Wir fühlen uns alle wohl, beugte er sich herüber.
 PAULA: Du hättest dir lieber seine Schuhe ansehen sollen.
 THERESE: Ein Gesicht, das zum Spiritus und zum Haus des Scharfrichters gehört.
 PAULA: Ist mir nicht aufgefallen.
 THERESE: Etwas hippokratisch.
 PAULA: Die Schuhe auch. Am linken schauen die Zehen heraus. Wie soll das im Herbst werden? Man muß ihm neue besorgen oder die alten richten lassen.
 THERESE: Eine Schattierung von Grün an den Schläfen.
 PAULA: Das hippokratische Gesicht ist keine Entschuldigung für zerrissene Schuhe. Ich werde zum Pfarrer und zum Roten Kreuz gehen.
 THERESE: Du hast ein geschäftiges Herz.
 PAULA: Weil die meisten Leute nicht wissen, was ihnen fehlt.
 THERESE: Aber du sagst es ihnen.
 PAULA: Ich werde ihm Schuhe besorgen und ihn unzufrieden machen.
 THERESE: Laß ihm die alten.
 PAULA: Und diese Anmaßung, sich mit Spiritus Freunde zu verschaffen! Mit fast achtzig Jahren und bei 45 Mark. Haben wir Freunde und haben wir rote Nasen?
 THERESE: Aber zur Kiesgrube und zurück, Sonntag nachmittag, das schaffen wir noch. Nein, Paula, wir teilen die Zeit falsch ein. Wir sollten Sprachunterricht nehmen, Kernseife auf Vorrat kaufen und im Kirchenchor singen.
 PAULA: Gib dich nicht auf, ich bitte dich! Wem sollte unser Geplärr nützen? Na also. Wir kommen noch früh genug dran.
 THERESE: Wir hätten Freunde. *(In anderem Ton)* Hörst du was?
 PAULA: *(nach einer Pause)* Nichts. Er hat dich angesteckt.
 THERESE: Ja, es ist das übliche Rauschen. Der Blutkreislauf, sagt der Arzt. Und für die Schatten vor den Augen hat er eine ähnliche Entschuldigung. Die Nachmittagsbeleuchtung, die Nacht, die näher kommt. Das stimmt immer.
 PAULA: Und wenn man gesund ist und schaut durchs Schlüsselloch?
 THERESE: Nichts.
 PAULA: Ich wette, er hat die Augen zu und die Flasche ist halb leer. Allenfalls ein leichtes Schnarchen durch den geöffneten Mund. Das nennt er dann Wiesengrundstück. Abendstern und Gnadenkapelle.
 THERESE: Kurzum, wir beneiden ihn.

2.

- BIROWSKI: Sieben junge Freunde, sagte ich, Musik, Tanz und Gesang.
 KARL: Das gibt einen falschen Eindruck. Marius und mir ist heute elend zumute.

- BIROWSKI: Man merkt es. Marius hat nie so düster geschnaubt.
(*Marius schnaubt*)
- BIROWSKI: Und Cäcilia?
- CÄCILIA: (*seufzend*) Ich kann meine Gefühle nicht sprechen lassen.
- KARL: Sie will fort.
- BIROWSKI: Fort?
- CÄCILIA: Meine Stellung ist nicht zum Leben und nicht zum Sterben. Ich habe so viele Einzelangebote, und wenn man sie summiert –
- BIROWSKI: Dann reicht es für beides, ich verstehe.
- CÄCILIA: Zehn Tage Aushilfe in einem Kabarett in Freilassing.
- BIROWSKI: Das ist an der Grenze.
- CÄCILIA: Ein Sommerfest beim 1. FC Euskirchen. Gesangseinlagen bei der Tagung des Deutschen Pappelvereins in Stadtprozelten.
- BIROWSKI: Du wirst bekannt.
- CÄCILIA: Wenn die Termine gut liegen, und wenn man wüßte, daß die Angebote nicht abreißen.
- KARL: Alles wäre einfacher, wenn ich ein Auto kaufen könnte. Aber Marius ist dagegen.
(*Marius schnaubt*)
- BIROWSKI: Einfacher für Cäcilia? Ich kenne die Zusammenhänge nicht.
- KARL: Das Warten auf die Zuganschlüsse fiele weg. Mit meinem Leiterwagen ist das nicht zu machen. Wenn ich Marius zu dir in Pension geben könnte?
- BIROWSKI: Aber natürlich.
(*Marius schnaubt*)
- CÄCILIA: Es gefällt ihm nicht.
- KARL: Ich denke an einen kleinen schnellen Alfa Romeo.
- BIROWSKI: In der Tat, da paßt Marius nicht hinein.
- CÄCILIA: Aber ich habe mich noch nicht entschieden.
- KARL: Und meine Entscheidung wiederum wäre dringlich. Ein Papierfabrikant aus Kevelaer will eine von meinen sumpfigen Wiesen kaufen. Ein Geschenk für eine Sekretärin, wenn ich recht verstanden habe. Es wäre eine Gelegenheit.
- CÄCILIE: Meine Schwierigkeit ist das Repertoire. Mit „Alles neu“ und „Wie schön leucht uns der Morgenstern“ kann man nicht auf Tournee gehen.
- BIROWSKI: Und die altrussischen Volkslieder? Mütterchen, die Birken leuchten, der rote Sarafan und die dunkle Wolga?
- CÄCILIA: Man möchte sich keine Anfälligkeit vorwerfen lassen. Hör zu, wie ein Lied sein muß, das niemanden kränkt.
- BIROWSKI: Wo ist die Stimmgabel?
- KARL: (*gibt den Ton an*) a –
- CÄCILIA: (*singt*) Hans, was machst du?
Weinst du oder lachst du?
Ich lache nicht, ich weine nicht,

Ich putz' nur meine Schuh'.
(Ihre Stimme entfernt sich, während sie das Lied wiederholt)

3.

- THERESE: Hörst du es auch?
PAULA: Es ist so viel zu hören, daß ich nicht weiß, was du meinst. Etwa die Kohlmeise? Zizipä, zizipä.
THERESE: Das wenige, was ich höre, kommt mir zu wichtig vor.
PAULA: Windig ist es auch. Und dann der Zehnuhrzug.
THERESE: Ein Geräusch, das schwer zu begreifen ist. Wenn ich je Gebetsmühlen gehört hätte –
PAULA: (*verächtlich*) Gebetsmühlen!
THERESE: So müßten sie sich drehen.
PAULA: Das grenzt an unsern Nachbar.
THERESE: Knarrend, als wäre irgendwo ein Widerstand, aber doch regelmäßig. Heute nacht schon.
PAULA: Also geträumt.
THERESE: Ein Ereignis steht bevor.
PAULA: So?
THERESE: Nach dem ägyptischen Traumbuch.
PAULA: Erst Tibet und jetzt noch Ägypten!
THERESE: Ja, ich gehe zu weit.
PAULA: Denk an die Holzwürmer im Gebälk und an die Ratte, die an den Dielen nagt. (*Lauter*) Das ist alles Inland.
THERESE: Inland? Ich glaube, du kommst auf dein Thema.
PAULA: Der Dachstuhl müßte erneuert werden. (*Lauter*) Giftweizen auslegen! Dann hättest du bessere Träume.
THERESE: Ich weiß nicht, ob sie von Giftweizen besser werden.
PAULA: Eine Schande, daß man alte Leute zu den Ratten sperrt.
THERESE: Ja, für junge ist es eher was. Übrigens habe ich im Brehm gelesen, daß man Ratten zähmen kann. Sie werden reizende Haustiere, fressen ganz vorsichtig aus der Hand.
PAULA: Sehr gemütvoll. Leider übertragen sie die Cholera. Ich habe eben mit dem Bürgermeister gesprochen. Er meint, es gäbe überall welche. (*Lauter*) Es sind Rattenvernichtungstage geplant, hörst du!
THERESE: In den Kalender eingebaut, zwischen Reformationsfest und Fronleichnam.
PAULA: Planvoll, verstehst du, eine Großaktion. Sonst wandern sie einfach von einem Haus ins andere. Er sagt, man könne für die Fürsorgeempfänger keine eigenen Aktionen einleiten.
THERESE: Das ist so vernünftig wie die Welt überhaupt.
PAULA: Etwa nicht? Das ist ja das Ärgerliche. Du bist aufsässig, Therese, (*lauter*) sanft und aufsässig.
THERESE: Und taub und blind.

PAULA: Und beides nur halb.
THERESE: Was hältst du da in der Hand?
PAULA: Endlich fragst du. Schwarze Halbschuhe, Größe zweiundvierzig. Hoffentlich passen sie ihm.

4.

BIROWSKI: Dieser behagliche Name: Erdmuthe.
ERDMUTHE: Und wenn man genauer hinsieht – (*Flüsternd*) Alter, ich habe heute eine Kollektion Frackhemden gestohlen. Kann ich sie bei dir unterbringen?
BIROWSKI: Frackhemden?
ERDMUTHE: Eine persönliche Note, daß ich Dinge stehle, die ich nicht brauche.
BIROWSKI: Rosen aus Schaumgummi, Asbestanzüge. Wir müßten einmal Inventur machen.
ERDMUTHE: Leonard hat hier Kellerräume entdeckt, gotische Gewölbe und Klinkerfußboden. Das Geeignete für ein Warenlager.
BIROWSKI: Auch für Frackhemden?
ERDMUTHE: Eine Umgebung, die alles verträgt. Wir schaffen die Sachen allmählich hierher, vorsichtig natürlich. Ich habe den Eindruck, man ist mir auf der Spur. Ich decke alles mit Waschpulver und Kernseife zu.
BIROWSKI: Du machst mir Sorgen, Erdmuthe.
ERDMUTHE: Du bist der einzige.
BIROWSKI: Und Leonard?
ERDMUTHE: Sorgt sich um seine Gedichte.
BIROWSKI: Hat er geschrieben?
ERDMUTHE: Um die ungeschriebenen, meine ich. Übrigens steht er draußen.
BIROWSKI: Draußen?
ERDMUTHE: Er traut sich nicht.
BIROWSKI: (*ruft*) Leonard! (*Er öffnet die Tür*) Was ist denn?
LEONARD: Ach, weißt du –
ERDMUTHE: Das Gedicht, Alter, das ist es.
BIROWSKI: Welches Gedicht?
LEONARD: Es sollte zu deinem Einzug fertig sein. Jetzt wohnst du schon vier Wochen hier.
BIROWSKI: Macht nichts. Gedichte werden nicht in vier Wochen fertig.
LEONARD: Ich stellte es mir barock vor. Ein Fürst, der ein neues Lustschloß bezieht.
BIROWSKI: (*lacht*) Ja, so kann man es ansehen.
LEONARD: Aber das war zu schwierig.
BIROWSKI: Der Weg vom Kopf zum Papier, ich verstehe.
ERDMUTHE: (*spöttisch*) Lichtjahre!
LEONARD: Und die Fassadenwäscherei daneben. Gestern ein Hochhaus im Jugendstil, und der Kollege war nicht erschienen.

BIROWSKI: Und mitten in der Luft denkst du an Gedichte.
 LEONARD: Wenn die Häuser unter mir klein werden, wird alles einfach.
 BIROWSKI: So einfach wie der Sprung in die Tiefe.
 ERDMUTHE: Aber keine Sorge, wir halten uns am Seil fest.
 LEONARD: Ich merkte, daß ich mich übernommen hatte, und dachte: Man muß die Grenzen bescheidener ziehen, ein Sonett, vierzehn Zeilen.
 ERDMUTHE: Kam aber über Ansätze nicht hinaus. Ich saß daneben und wollte es in die Maschine tippen.
 BIROWSKI: Vielleicht hat ihn das irritiert.
 LEONARD: Schließlich nahm ich mir eine Siziliane vor.
 ERDMUTHE: Acht Zeilen.
 LEONARD: Und zuletzt ein Distichon.
 ERDMUTHE: Zwei.
 BIROWSKI: Je kürzer, desto schwieriger.
 LEONARD: Und endlich sagte ich mir – Erdmuthe, soll ich sagen, was ich mir sagte?
 ERDMUTHE: Natürlich.
 LEONARD: Ich sagte mir: Es ist kein Anlaß, wenn man das Zimmer wechselt.
 BIROWSKI: Das trifft es. Gibt es überhaupt Anlässe?
 LEONARD: Und zum Trost fiel mir ein, daß Schweigen die vollkommenste Art des Aussprechens ist.
 BIROWSKI: Siehst du, es ist alles in Ordnung.
 LEONARD: (*gequält*) Ich weiß nicht.
 BIROWSKI: Du hast ja den Artikel über die Sozialrentner. Der wird Aufsehen erregen.
 LEONARD: Ja, er ist beinahe fertig, wenigstens im Kopf.
 ERDMUTHE: Jetzt nur noch den kurzen Weg vom Kopf zum Papier. Davon sprachen wir schon, nicht wahr?
 BIROWSKI: Erdmuthe meint es nicht so.
 ERDMUTHE: Doch, ich meine es so. Ich bin in jeder Hinsicht ein Scheusal. Mich gibt es, damit man sieht, wie vortrefflich die andern sind.

5.

PAULA: Ich habe ihm die Schuhe vor die Tür gestellt, aber da stehen sie seit drei Tagen. Er kommt nicht aus dem Bau. Wieviel Flaschen waren es?
 THERESE: Flaschen?
 PAULA: Wieviel?
 THERESE: Ich weiß nur, daß sie grün waren, dunkelgrün.
 PAULA: Vier, oder fünf? Kurzum, es regt mich auf.
 THERESE: Vier oder fünf.
 PAULA: Und der schlechte Schlaf. Jeden Morgen der Sonnenaufgang durch die Gardinen.
 THERESE: Die Schöpfung taufisch. Die Stunde, zu der man stirbt.

PAULA: Ja, es ist, um rasend zu werden. Was war's für ein Lärm?

THERESE: Lärm?

PAULA: Mir fielen deine Gebetsmühlen ein. (*Sie lacht*)

THERESE: Bei mir ist es immer der Blutkreislauf. Aber du?

PAULA: Schließlich wohnen wir doch abseits vom Ort, kein Durchgangsverkehr, keine Gastwirtschaft. Wenn man die Indizien zusammenzählt, dann müßten es Hirsche sein. (*Nach einer Pause*) Oder Füchse.

THERESE: Oder Füchse. Oder Pferde.

PAULA: Pferde?

THERESE: Oder *ein* Pferd.

PAULA: Hier ist nichts eingezäunt. Pferde laufen nicht frei herum. Ich habe hier noch kein Pferd gesehen.

THERESE: Ich habe ein Pferd gesehen.

PAULA: Ausgerechnet du.

THERESE: Es kann auch klimatisch sein. Irrtümer durch Wind. Ich bin aufgestanden, weil es so laut war.

PAULA: Also doch.

THERESE: Hufe, und etwas in der Luft wie Gewieher.

PAULA: Und dann hast du es gesehen?

THERESE: Ein Schatten. Ich habe mich nicht getraut, die Gardine wegzuziehen. Schwarz mit weißen Flecken. Oder weiß mit schwarzen Flecken. Ein norddeutsches Rind in der Farbe.

PAULA: Solche Pferde gibt es nicht.

THERESE: Ich fürchte auch.

PAULA: Ich habe mir die Ohren zugehalten.

THERESE: Die Decke über den Kopf – dann wären es Hirsche gewesen. Oder Füchse.

PAULA: Hat er gesagt, wie das Pferd aussieht?

THERESE: Wer?

PAULA: Stell dich nicht an!

THERESE: Wir trinken nicht, Paula.

PAULA: Ja, damit ist alles gesagt. Das entscheidende Argument.

THERESE: Eine Schöpfung aus Spiritus, das gilt nicht.

PAULA: Wenn du es auch so ansiehst – das beruhigt mich.

THERESE: (*nach einer Pause*) Oder?

PAULA: Was oder? (*Empört*) Therese!

THERESE: Oder wir haben es noch nicht bemerkt, daß wir schon das Hesperidische lernen.

PAULA: Aber im Rathaus die Bekanntmachungen am Schwarzen Brett?

THERESE: In einer ausgestorbenen Sprache aufgezeichnet. Gleichgültig, ob man Spiritus trinkt oder Bier oder gar nichts.

PAULA: Die Krankenscheine kannst du nicht ableugnen. Und die Rezepte auf der Nudelpackung sind auch ein Beweis.

THERESE: Nachts hältst du dir die Ohren zu.

PAULA: Ja, das spricht gegen mich.
 THERESE: Der Bürgermeister oder Jaroslaw? Was meinst du?
 PAULA: Später gibt es ganz natürliche Erklärungen. (*Laut*) Später!
 THERESE: Ich meine es nur vorläufig. Was vor der Dämmerung ums Haus trabt. Was wiehert. Was auch ein Hirsch sein könnte.
 PAULA: Ich hätte aufstehen sollen, dann wüßte ich mehr als du.
 THERESE: (*erschöpft*) Oder Füchse, meinetwegen.
 PAULA: Schwarzweiß gefleckt. Und wenn das alles zum Kaffee käme oder wenn man die Kartoffeln schält? Wenn man an gar nichts Schlimmes denkt?

6.

BIROWSKI: Danke für die Pilze, Jaroslaw.
 JAROSLAW: Es sind Parasole. Ich suche sie mit dem Fernglas vom Fenster aus, wenn ich Depressionen habe.
 BIROWSKI: Frisch sind sie am besten. Man bräunt Zwiebeln in der Pfanne – (*Er hantiert mit Kocher und Pfanne*)
 Was heißt Zwiebel auf hesperidisch?
 JAROSLAW: Zwiebeln wachsen auf dem Hesperos nicht.
 BIROWSKI: Schade.
 JAROSLAW: Die Universität Dijon hat mir die Sprachlehre zurückgeschickt. Meine letzte Hoffnung.
 BIROWSKI: Kein Lehrauftrag?
 JAROSLAW: (*lacht höhnisch*)
 BIROWSKI: (*zögernd*) Dann verdanke ich die Parasole –
 JAROSLAW: Der Universität Dijon. Man hat sich, wie sie schreiben, über den Scherz außerordentlich amüsiert.
 BIROWSKI: Da schmeckt mir das Essen nicht mehr. Diese Akademiker wissen nicht, was in der Welt vorgeht.
 JAROSLAW: Nein, laß dir den Appetit nicht verderben.
 BIROWSKI: Meinst du?
 JAROSLAW: Süß-sauer sind sie auch gut.
 BIROWSKI: Dafür ist es jetzt zu spät. Entschuldige mich ein paar Minuten, Ich muß mich konzentrieren. (*Murmelnd*) Das Messer, der Topflappen.
 JAROSLAW: (*schmerzlich*) Mang mang mang.
 (*Das Folgende erst geflüstert, dann mit sehr leiser Sprechstimme*)
 AGNES: Auf ein Wort, Jaroslaw! Ich bin's, Agnes. Die immer in der Ecke sitzt. Die nicht mitsingt.
 JAROSLAW: Singe ich mit? Abgelehnt. Keine Verwendung. Zurück auf den Abendstern!
 AGNES: Ich habe Arzneimittelkunde gelernt. Vier Semester. Das ist auch ohne Aussicht.
 JAROSLAW: Wer versteht mich?
 AGNES: Wir könnten uns einigen, Jaroslaw. Wenn du zuhören wolltest, einmal wöchentlich.

- JAROSLAW: (*abwesend*) Außertellurische Philologie. Privatissime et gratis.
- AGNES: Es sind die Einzelheiten, Jaroslaw. Die Nabelschnur, die nicht getrunkene Milch in der Brust.
- JAROSLAW: Unbesetzte Lehrstühle überall. Dijon, Genf und Tübingen.
- AGNES: Die Nähmaschine hinter der Wand. Die Nadel bleibt oft hängen, es ist noch eine alte, die man mit den Füßen bewegt. Die Weißnäherin nebenan arbeitet nachts. Frage mich, warum. Ich weiß es nicht. Ich habe mich nicht rechtzeitig erkundigt, und die Tür war verschlossen.
- JAROSLAW: Keine Schüler, kein Kurs für Anfänger, keiner für Fortgeschrittene.
- AGNES: Ich sage dir, wir könnten uns einigen. Ich müßte nur sicher sein, daß ich dir den Waschtisch beschreiben dürfte, die Muster im Holz, daß du mich aufhältst, daß ich nicht hinauskomme über Marmor und Mahagoni. Du kannst mir Unterricht geben. (*Sie seufzt*) Glas, Zahnbürste, Seife, Kamm, Kölnisch Wasser, einige Haarspangen. Die Wäsche in der rechten Schublade; Tinte, Federhalter, Briefpapier in der linken. Wonach wirst du fragen, Jaroslaw?
- JAROSLAW: Mang mang.
- AGNES: Das ist entscheidend, denn irgendwann ist der Waschtisch beschrieben, und der Tisch ist beschrieben und das Bett, die Gardine, die sich bauscht, und die abwaschbare Tischdecke, meine Kleider, meine Schuhe, meine Hüte. Und dann?
- JAROSLAW: Dann.
- AGNES: Wenn es keine Tapetenmuster mehr gibt, die einen retten, kein angebissenes Brot mehr im Schrank, kein Signal von der Ringbahn? Die Weißnäherin ist schlafen gegangen, ich presse mir ein Taschentuch in den Mund. Dann mußt du zuhören, bis du taub bist und zu zittern beginnst. Die Roste rasseln – gelbe und blaue Flammen, und du bist für ewig in der Hölle. Willst du zuhören, ich frage dich.
- JAROSLAW: Mang mang.
- AGNES: So zuhören, daß du mitschuldig wirst an Gardinen und Tischtüchern, an dem rosa überzogenen Kissen, an dem ersten Schrei und an dem letzten, an der Marmorplatte und dem Atem, der nicht lange auf der Welt ist.
- JAROSLAW: Mang mang.
(*Die Stimmen im folgenden wieder laut*)
- BIROWSKI: Jetzt noch eine Prise Paprika. Wollt ihr mit essen?
- JAROSLAW: Nein.
- AGNES: Danke.
- BIROWSKI: Dann lasse ich's gleich in der Pfanne. (*Er kostet und stößt einen Ruf des Entzückens aus*)
- JAROSLAW: (*bitter*) Die Pilze der Universität Dijon.

(*Agnes öffnet das Fenster*)

- AGNES: (*atmet tief*) Der Morgen, schon wieder der Morgen. Schon wieder Licht. Auch Hesperos noch.
- JAROSLAW: Aus der Welt entlassen. Abgelehnt. Ohne Verwendung.
- AGNES: Der Morgen, der die Nasen spitz macht. Der Morgen nach dem Fest. Entlassen, sagst du? Nie entlassen. Ein ewiger Sprachunterricht. Ist es entschieden, Jaroslaw?
- JAROSLAW: Mang mang mang mang.
- BIROWSKI: Das nächste Mal mache ich sie süß-sauer. Du mußt mir das Rezept aufschreiben, Jaroslaw!

7.

- THERESE: Musik, Tanz und Gesang, groß angekündigt. Und dann fressen die Hirsche das Moos vom Dach, selbst die Ratten möchten vor Langerweile auswandern.
- PAULA: Sag das nicht. Ich höre doch Getuschel, Kichern, nachts halten Fuhrwerke vorm Haus.
- THERESE: Ich höre immer nur die Hälfte.
- PAULA: Die Hälfte wäre schon schlimm genug. Therese, weißt du, was ich glaube? Es ist ein Fall von Kuppelei. Er überläßt zweifelhaften Personen sein Zimmer. Das gibt es.
- THERESE: Was?
- PAULA: (*laut*) Kuppelei.
- THERESE: Meinetwegen.
- PAULA: Wenn man auch nichts sieht. Was man hört, ist Laster und Ausschweifung. (*Laut*) Laster und Ausschweifung.
- THERESE: Na, solange die Schuhe vor seiner Stube stehen.
- PAULA: Das ist das Alibi, das besagt nichts.
- THERESE: Laster und Ausschweifung, und er lädt uns nicht ein.
- PAULA: Könnte er doch, nicht wahr? Mein Gott, was man alles versäumt hat!
- THERESE: Versäumt?
- PAULA: Das Alibi, um ungestört gegen die Strafgesetze zu verstoßen. Davon lebt er. Deshalb ist er mit 45 Mark zufrieden.
- THERESE: Paula, was hast du versäumt?
- PAULA: Ich habe das so hingesagt. Es ist nicht wert, daß du darüber nachdenkst.
- THERESE: Worüber sollte ich schon nachdenken? Man hat sowenig Themen.
- PAULA: Versäumt? Einige Männer, wollte ich sagen.
- THERESE: Aber?
- PAULA: Von heute aus gesehen: Nicht der Rede wert. Oder doch? Einer hieß Valentin. Sein Schnurrbart blieb mir im Gedächtnis.
- THERESE: Valentin?
- PAULA: Er hätte auch Ferdinand heißen können.
- THERESE: Er hieß aber Valentin. Gerade das wollte ich wissen.

PAULA: Du lieber Gott!

THERESE: Und die andern?

PAULA: Eigentlich vergessen. Ich müßte nachdenken. Jeder hat eben seine Art.

THERESE: Wie er die Hand hebt oder lacht oder mit den Augen zwinkert?

PAULA: Ganz recht.

THERESE: Die Zähne entblößt, eine Brille trägt, blond ist?

PAULA: Du weißt es wie ich.

THERESE: Aber was haben sie gesagt?

PAULA: Was sollen sie gesagt haben?

THERESE: Eigentlich vergessen, nicht wahr?

PAULA: Wahrscheinlich nichts Wichtiges.

THERESE: Und wenn es wichtig gewesen wäre?

PAULA: Hätte ich's auch vergessen.

THERESE: Das beruhigt mich.

PAULA: Was dich alles beruhigt!

THERESE: Zum Beispiel dieser Birowski.

PAULA: Aber –

THERESE: Laß mich abschweifen. Wir bleiben immer bei der Sache.

PAULA: Ein Vertrauen gegen das andere.

THERESE: Ich habe nicht einmal einige Männer versäumt.

PAULA: (*ärgerlich*) Dann also Nachbar Birowski.

THERESE: Wenn er gestorben ist –

PAULA: Das soll man nicht sagen.

THERESE: Wenn man sich an ihn erinnert, wird es heißen: Er trank Spiritus.

PAULA: Und bei uns?

THERESE: Sie hörte schlecht, sie ging zum Bürgermeister.

PAULA: Was von uns bleibt!

THERESE: Und kurz darauf hat man das auch vergessen.

PAULA: Staub, es steht schon in der Bibel.

THERESE: Und das regt dich nicht auf?

PAULA: Nein.

THERESE: Mich an diesen Gedanken zu gewöhnen, habe ich versäumt.

PAULA: Wir haben ja das ewige Leben.

THERESE: Glaubst du?

PAULA: Es wäre allerhand, wenn sie uns darum auch betrügen würden!

THERESE: Eine Erfindung für die unten, damit sie nicht hinauf wollen.

PAULA: So kurz vorm Ziel fängt man nicht an zu zweifeln. Du mußt mit dem Pfarrer sprechen, der wird es dir sagen.

THERESE: Keine Verbindung mehr.

PAULA: Du übertreibst, weil du immer zu Hause hockst. Du sollst Besorgungen machen wie ich, auf Ämter gehen.

THERESE: Du nimmst die Straße und den Bahnhof ernst. Schau dir an, wohin das führt. Es werden Zeitungen gedruckt, und man veranstaltet Gottesdienste und Fußballmeisterschaften. Wenn ein Apfel vom

Baum fällt, tut er es nach den Newtonschen Gesetzen. Oder wenn du an die Wand klopfst, ist der Nachbar still. Aber bei uns?

PAULA: Wir könnten auch klopfen, wenn du meinst.

THERESE: Die Rente, und unsere einzige Verpflichtung, bald zu sterben. Wir sind unsozial, Paula, wir zögern zu lange damit.

PAULA: Also der hippokratische Birowski ein Vorbild.

THERESE: Wer uns hat, hat die Vergangenheit. Kinderdörfer, Paula, das ist es. Man braucht sie doch alle, die jungen Leute, braucht Grenadiere, Luftschutz und weibliche Brigaden, das ist alles wichtig, das muß herangezogen werden, und wer die Jugend hat, hat die Zukunft.

PAULA: Du übertreibst, Therese.

THERESE: Sagtest du mir schon.

PAULA: Es hat doch alles auch sein Gutes.

THERESE: Zum Beispiel: Im Krieg ist niemand arbeitslos.

PAULA: Du schweifst ab.

THERESE: Und wenn ich bleibe, hier im Hause, bei den Pferden und Hirschen, bei dem unterdrückten Kichern, bei den Schuhen vor der Tür? Paula, haben wir früher etwas gehört?

PAULA: Das ist eine unbehagliche Frage.

THERESE: Du gehst doch in die Stadt, du kennst doch alle Leute.

PAULA: Aber die kenne ich nicht.

THERESE: Und sie sind nebenan, hinten heraus, wo die Wände verschimmeln. Wir hören sie, Paula. Und –

PAULA: Und?

THERESE: Wenn wir sie nun eines Tages sehen?

PAULA: Red nicht solche Sachen. Ich bin auch nicht so gesund, daß ich alles vertrage.

THERESE: Hörst du?

(*Sie horchen. Unbestimmte Geräusche*)

THERESE: Willst du nicht durchs Schlüsselloch sehen?

PAULA: Ich will niemanden sehen, der nicht gemeldet ist und den der Bürgermeister nicht kennt.

THERESE: Jetzt singen sie.

PAULA: Du hörst heute besser als ich. Das fällt mir auf.

THERESE: Still!

(*Sie horchen. Entfernter Gesang*)

PAULA: Das halte ich nicht aus. Jetzt klopfe ich an die Wand.

THERESE: Der Besen steht hinter der Tür.

8.

CÄCILIA: (*singt*) Karl, was machst du?
Weinst du oder lachst du?

KARL: (*singt*) Ich lache nicht, ich weine nicht,
ich putz' nur meine Schuh'.

ALLE: *(fallen ein)* Ich lache nicht, ich weine nicht –
(Es klopft mehrmals an die Wand. Der Gesang verstummt)

BIROWSKI: Wir sind zu laut.

JAROSLAW: Ich halte das für Morsezeichen. Lang-kurz-kurz.

AGNES: Eine Nachricht?

JAROSLAW: Wahrscheinlich wichtig.

LEONARD: War es nicht lang-kurz-lang?

ERDMUTHE: *(spöttisch)* Lang-lang-kurz.

JAROSLAW: *(ernst)* Wir müssen achtgeben.

KARL: Vom Hesperos selber?

JAROSLAW: Was weiß man?

BIROWSKI: Um genau zu sein: Zwei Damen nebenan.

ERDMUTHE: Ein Doppelgestirn.

BIROWSKI: Sie schlafen schlecht, sind auch mit der Schöpfung nicht ein-
 verstanden.
(Marius schnaubt)

BIROWSKI: Pst!

KARL: Heute nacht ist mir eingefallen: Vielleicht ist der Mensch an sich
 ein buckliges Wesen. Nur gibt es ganz wenige, die richtig ge-
 wachsen sind.

CÄCILIA: Daran kann es liegen.

BIROWSKI: Nein, es war nicht bloß der Mensch gemeint, wenn ich Therese
 richtig verstanden habe. Auch Regenwürmer und Blattläuse.

ERDMUTHE: Das geht zu weit.

BIROWSKI: Sie sprach vom heiligen Franziskus.

AGNES: Wirklich?

BIROWSKI: Oder sollte ich das geträumt haben?

ERDMUTHE: Du bist in solchen Nachrichten nicht zuverlässig.

LEONARD: Wennschon! Was war mit Franziskus?

BIROWSKI: Er hat den Fischen und den Vögeln gepredigt.

ERDMUTHE: Aber nicht den Blattläusen.

BIROWSKI: Therese ging noch weiter. Sie meinte, er hätte die Viren nicht
 auslassen dürfen.

AGNES: Das läuft doch auf Atheismus hinaus.

ERDMUTHE: Na hoffentlich.

BIROWSKI: Den Virus Alpha und den Virus Beta. Und nun den großen Ge-
 danken der Schöpfung noch einmal denken! Die Grippe und die
 Pocken eine Art von Gebet.

ERDMUTHE: Sagt Therese.

KARL: Ich habe auch schon gedacht. Besonders gut sind die Momente
 vorm Einschlafen und vorm Aufwachen.

BIROWSKI: Wir sollten solchen Dingen mehr nachgehen. Wir sind doch zu
 acht. Wenn wir uns gemeinsam bemühen, müßte es möglich sein,
 einen Gedanken bis zu Ende zu denken.
(Marius wiebert)

BIROWSKI: Aber Cäcilia will auf Tournee gehen, und Karl kauft sich einen Motorroller. Für das geistige Leben bleibt nicht genug Kraft. Erdmuthe –

ERDMUTHE: Ich bin ohnehin mehr für den Gesang.

CÄCILIA: Nein, die Wände sind zu dünn.

BIROWSKI: Verlangt bitte nicht, daß ich nochmal umziehe.

LEONARD: Außerdem stimmt das nicht. Die Wände sind dick. Überhaupt ist das Mauerwerk erstaunlich solide. Das Haus – (*Er hält inne*)

BIROWSKI: Das Haus?

ERDMUTHE: Was hast du?

LEONARD: Papier! Bleistift!

BIROWSKI: Ein Einfall? Der Vierzeiler?

LEONARD: (*zerstreut*) Der Artikel über die Sozialrentner. Ein paar Notizen.

BIROWSKI: (*flüsternd*) Still! Er schreibt.
(*Marius tritt vom Fenster weg und trabt ins Dunkel*)

9.

PAULA: Steh auf, steh auf, Therese! Hörst du den Lärm nicht? Wir müssen fort.

THERESE: Der Lärm tut mir wohl.

PAULA: Das Pferd galoppiert im Kreis um das Haus, und der Kreis wird enger. Und das Lied, Therese! Ich putz' nur meine Schuh. Eine Anspielung – habe ich das verdient?

THERESE: Und weshalb müssen wir fort?

PAULA: Ich habe durch das Schlüsselloch gesehen.

THERESE: Ist es soweit? Hast du sie gesehen?

PAULA: Eine zerschlissene Gesellschaft. Die Stube eine Theaterdekoration, und man weiß nicht, wird Charleys Tante oder König Lear gespielt.

THERESE: Dann könnten wir bleiben. Mir wäre beides recht.

PAULA: Nichts als fort! Wir müssen zum Arzt, Therese.

THERESE: Zum Arzt? Mitten in der Nacht? Fühlst du dich schlecht?

PAULA: Er hat eine Nachtglocke, und unsere Symptome sind ernst.

THERESE: Aber ob sie eilig sind?

PAULA: Bis morgen halte ich es nicht aus.

THERESE: Gut, dann geh.

PAULA: Und du?

THERESE: Nein.

PAULA: Das ist leichtsinnig. Das heißt mit dem Leben spielen.

THERESE: Ich schaue inzwischen durchs Schlüsselloch.

PAULA: Noch schlimmer.

THERESE: Ich will auch teilnehmen. Ich bin auch zerschlissen. Schwank oder Tragödie, ich passe hinein. Wird keine Souffleuse gebraucht?

PAULA: Mich würde ein weißer Kittel beruhigen, und wenn er mir ein

Schlafmittel verschreibt. Oder mir wenigstens den Puls fühlt. Der Puls ist bestimmt beschleunigt.

THERESE: Ich gehe nicht mit. Ich weiß, daß es zwecklos ist. Ich höre seit einigen Tagen immer besser, und meine Brille brauche ich kaum noch.

PAULA: Gerade das ist beunruhigend.

THERESE: Freilich. Gesundheit ist immer verdächtig. Ich halte auch nichts von einem gesunden Tod. Paula, wenn du nun in die Stadt gehst, mitten in der Nacht, wenn du an die Brücke kommst und du siehst, daß keine mehr da ist –

PAULA: Keine Brücke mehr da? Wieso denn?

THERESE: Es ist keine mehr da.

PAULA: Aber Therese!

THERESE: Nicht gesprengt und nicht vom Hochwasser weggerissen. Es war nie eine da.

PAULA: Ich bin gestern noch drübergegangen.

THERESE: Gestern? Das wundert mich. Und dann die Stadt. Der Arzt mit der Nachtglocke, die Bäckerei mit den Mohnsemmeln, die Straßenbeleuchtung und das Kriegerdenkmal, alles Irrtümer.

PAULA: Was?

THERESE: Wahrscheinlich Wüste, gelber Sand mit Fata Morgana. Wir merken es erst, wenn uns die Kehle ausdörft und das Wasser fehlt. Nein, ich gehe nicht mit, ich fürchte mich. Schon die Straße vorm Haus könnte ein Erdsplatt sein, in den man hineinfällt.

PAULA: Ich fürchte mich auch, und deswegen gehe ich jetzt. Lieber eine Erdsplatte als solche Lieder, und über den Fluß werde ich auch noch kommen.

THERESE: Ja, geh und sag mir Bescheid.

PAULA: (*geht hinaus*) Ganz mondhell draußen. Also der Weg ist jedenfalls noch da. Du hast dich getäuscht. Ich bring' dir was zum Einnehmen mit. Gute Nacht.

THERESE: Gute Nacht.

10.

LEONARD: Man muß alles in dieses Haus verlegen. Ein interessantes Milieu als Anfang. Abgelegen, keine Verbindung zur Welt, eine Insel. Dann die dicken Mauern, die merkwürdige Vergangenheit des Hauses, die Träume des Henkers als Flecken in der Wand sichtbar – ist das gut?

BIROWSKI: Es ist sehr gut.

ERDMUTHE: Du bist ein Dichter.

LEONARD: Hier wurde das Richtbeil verwahrt, das Rad, der Strick. Hier aß der Scharfrichter zu Abend.

KARL: Pfui Teufel.

BIROWSKI: Das gibt dem Ganzen Farbe, meint Leonard.

CÄCILIA: Aber was für eine!
 LEONARD: Laßt mich weiter skizzieren: Die beiden alten Frauen.
 BIROWSKI: Eine halb taub, halb blind.
 LEONARD: Das wußte ich nicht. Um so besser. Und die andere?
 BIROWSKI: Wahrscheinlich weniger ergiebig.
 LEONARD: Um so mehr Spielraum für die Phantasie.
 ERDMUTHE: (*überzeugt*) Es wird ein aufregender Artikel, bestimmt.
 BIROWSKI: Komme ich auch vor?
 LEONARD: Möchtest du?
 BIROWSKI: Lieber nicht, glaube ich.
 LEONARD: Also nicht ganz abgelehnt.
 BIROWSKI: Eine Entscheidung für morgen. Ich lege mich nieder.
 CÄCILIA: Sollen wir gehen?
 BIROWSKI: Ihr sollt bleiben. (*Er legt sich*) Da bewährt sich das Bett in der Mitte. Setzt euch links und rechts auf den Rand.
 ERDMUTHE: (*zärtlich*) Alter!
 BIROWSKI: Alle neben mir und wir fahren miteinander.
 KARL: Dreht es sich?
 BIROWSKI: Eine Luftschaukel, die im Kreis geht. Haltet euch gut fest!
 KARL: Ist dir schlecht?
 BIROWSKI: Mir ist sehr wohl. Der Spiritus war besonders gut.
 CÄCILIA: Aber vielleicht zuviel?
 BIROWSKI: Genau das rechte Maß, eine halbe Flasche. Ist Marius da?
 KARL: Er ist gerade unterwegs. Ich sage dir, wenn er kommt.
 BIROWSKI: Für ihn wäre das Schaukeln nichts.
 KARL: Nein, er ist mehr auf Kontemplation angelegt.
 JAROSLAW: Mang mang mang.
 BIROWSKI: Mang mang.
 ERDMUTHE: Das alles muß in deinem Artikel vorkommen.
 LEONARD: Alles?
 ERDMUTHE: Wir sechs auf dem Bett, Marius über die Wiese trabend, der Spiritus.
 LEONARD: Nichts davon.
 ERDMUTHE: Das willst du dir entgehen lassen?
 LEONARD: Zu sehr Einzelfall, unglaublich und gehäuft. Wir dürfen überhaupt nicht vorkommen. Es entwertet die Grundstimmung. Wo bleibt die Verlassenheit?
 ERDMUTHE: Dann wenigstens der Spiritus.
 LEONARD: Lenkt zu sehr vom Thema ab. Es muß eine Nuance sein, die nicht über das Stichwort „alt“ hinausgeht.
 ERDMUTHE: Ach so.
 BIROWSKI: Immer festhalten!
 ERDMUTHE: Also zum Beispiel?
 LEONARD: Zum Beispiel! So einfach ist es nicht. Die guten Sachen brauche ich schon für Paula und Therese.

BIROWSKI: Nimm ruhig schlechte!

LEONARD: Gern. Aber was? Ich bin dankbar für jeden Einfall.

BIROWSKI: Ich habe einen.

ERDMUTHE: Also!

BIROWSKI: Während du in dem Hause bist, sterbe ich.

LEONARD: Während –

CÄCILIA: Nein.

BIROWSKI: Es handelt sich um einen Zeitungsartikel.

LEONARD: (*nachdenklich*) Schlecht ist es an sich nicht.

BIROWSKI: (*stolz*) Mein Einfall!

KARL: Ihr geht da mit Sachen um –

ERDMUTHE: Gefährlich, wie?

KARL: Ich bin abergläubisch.

BIROWSKI: Die beste Pointe, Leonard, glaube es mir! Es könnte deinem Artikel etwas Rührendes, etwas Erschütterndes geben. (*Er lacht*)

LEONARD: Gewiß, gewiß, aber ich habe Hemmungen.

AGNES: Wenn man Marius fragen könnte.

BIROWSKI: Und immer gut festhalten! Ich glaube, das Ganze müßte frisch geölt werden. Wenn es oben ist, gibt es einen Ton, der mir nicht gefällt.

ERDMUTHE: Das legt sich wieder.

BIROWSKI: Ihr habt immer Tröstungen bei der Hand.

CÄCILIA: Sollen wir nicht?

BIROWSKI: Es ist mir verdächtig.

KARL: Verdächtig?

BIROWSKI: Auch daß ihr meinen Einfall ablehnt.

LEONARD: Er ist sehr gut, aber lieber nicht.

BIROWSKI: Wenn man von jemandem schreibt, er sei gestorben, lebt er bekanntlich noch sehr lange.

LEONARD: Ja, das sagt man.

BIROWSKI: Ihr wollt also nicht, daß ich noch lange lebe.

ERDMUTHE: Aber, Alter!

BIROWSKI: So alt bin ich nicht. Es wird mir von Sekunde zu Sekunde verdächtiger. (*Unruhig*) Wo ist Marius?

KARL: Trabt über die Wiesen.

BIROWSKI: Trabt über die Wiesen. Das sind Auskünfte.

KARL: Was hast du?

ERDMUTHE: Lieber!

BIROWSKI: Einen ganz bestimmten Verdacht.

ERDMUTHE: Du mußt jetzt schlafen.

BIROWSKI: Das würde euch passen. Ein kleines Experiment zum Beispiel: Während ich mich festhalte, laßt ihr los. Einfach loslassen! (*Drängend*) Na!

ERDMUTHE: (*will ihn besänftigen*) Wenn du willst, lassen wir los. Also!

BIROWSKI: Ich dachte es mir: Ihr fallt nicht.

ERDMUTHE: Jetzt laß du los!

BIROWSKI: Das möchtet ihr.

ERDMUTHE: Du wirst sehen, du fällst auch nicht.

BIROWSKI: Und wenn ich gefallen bin, tut ihr sehr überrascht. Ich kenne die Unterschiede zwischen euch und mir.

ERDMUTHE: (*ratlos*) Vielleicht ein Schlaflied?

BIROWSKI: (*halb singend*) Morgen früh, wenn Gott will. (*Er lacht*)

LEONARD: Ich habe schon immer gemeint, Pflaumenschnaps wäre besser.

BIROWSKI: Unglaublich und gehäuft, sagtest du, und ihr dürft überhaupt nicht vorkommen. Da hast du euch verraten.

ERDMUTHE: Alter, wir sind es. Erdmuthe.

BIROWSKI: Vertreterin in Waschmitteln und kleptomanisch. Das soll ich glauben.

LEONARD: Du meinst, wir verbergen dir etwas?

BIROWSKI: Nicht etwas, die Hauptsache.

AGNES: Ich wäre froh, wenn ich jemand anders wäre als Agnes.

BIROWSKI: Meine sieben jungen Freunde! Ihr habt mich belogen.

KARL: Haben wir ihn belogen?

BIROWSKI: Geht weg von meinem Bett! Ihr seid nicht meine Freunde. Ihr habt den Aussatz, ihr seid giftig.

AGNES: Er hat recht.

BIROWSKI: Geht weg!
(*Sie stehen auf*)

BIROWSKI: Realitätenbesitzer. Sumpfige Wiesen und ein Leiterwagen. Führt auch Transporte aus: Koffer, Möbel, Särge.

CÄCILIA: Eine Sängerin ohne Repertoire und Engagement.

BIROWSKI: Schlecht erfunden.

JAROSLAW: Der Verfasser der hesperidischen Sprachlehre.

AGNES: Eine Kindsmörderin.

BIROWSKI: Mit einem Schluchzen in der Kehle.

LEONARD: Und so weiter.

BIROWSKI: Meine sieben jungen Freunde. Marius?

KARL: Fehlt noch.

BIROWSKI: Sieben im ganzen, reichlich viel. Es war der Kalk und die Verlassenheit, daß ich es nicht früher bemerkt habe. Da steht ihr herum und wartet. Es langweilt euch schon, wie? Ich hätte gern jemanden um mich.

CÄCILIA: Hör doch, du hast uns.

BIROWSKI: Warum nicht einen Bäckermeister, einen Arbeiter aus der Papiermühle, einen Magistratsbeamten?

CÄCILIA: Es hat sich so getroffen.

BIROWSKI: Keine Verbindungen mehr. Bloß ein paar Geräte dagelassen: das Richtbeil, das Rad, den Strick.

ERDMUTHE: Mach uns die Wohnung nicht zum Vorwurf!

BIROWSKI: Und das Bett in der Mitte. Ringsherum nichts.

ERDMUTHE: Es hat dir gefallen.
 BIROWSKI: Keine Wand zum Festhalten. Alles so durchdacht, eins greift ins andre.
 CÄCILIA: (*leise*) Gehen oder bleiben, ich kenne mich nicht aus.
 BIROWSKI: Nur laut!
 ERDMUTHE: Wir reden über das Wetter, die Aussichten für morgen.
 BIROWSKI: Gar keine, nicht wahr? Sprecht euch nur aus! Lang-kurz-kurz. Wie heißt die Botschaft? Haltet mich nicht hin!
 KARL: Marius kommt.
 BIROWSKI: Das ist der Augenblick. Marius, ein uraltes Tier mit gelben Zähnen.
 (*Marius rührt vorm Fenster die Hufe*)
 BIROWSKI: Endlich.
 (*Marius wiebert*)

II.

PAULA: Ich habe es mir gedacht. Die Brücke war noch da und die Nachtglocke gab es auch. Dr. med., alle Kassen. Baldrian, meinte er, das beruhigt. Therese, es gibt uns noch.
 THERESE: Hat er gesagt?
 PAULA: Hat er gesagt. Baldrian, am besten auf Zucker. Willst du gleich?
 THERESE: Danke.
 PAULA: Hast du inzwischen geschlafen?
 THERESE: Ganz kurz, und geträumt. Was war's doch gleich?
 PAULA: Und nebenan?
 THERESE: Alles still.
 PAULA: Ein Beweis. Außerdem gibt es im Jenseits keinen Baldrian. Wir haben uns getäuscht – überreizte Nerven. Ich nehme auch zwanzig Tropfen.
 THERESE: Ich hörte sie aber aufbrechen, im Trab, der Leiterwagen ratterte.
 PAULA: Fünfzehn, sechzehn, siebzehn –
 THERESE: Karl sollte sich Gummireifen anschaffen.
 PAULA: Ja, immer mit der Zeit gehen. Von wem sprichst du eigentlich?
 THERESE: Ein Fuhrunternehmer.
 PAULA: Wohl einer, der kaum die Butter aufs Brot hat?
 THERESE: Bei einem Fuhrunternehmer muß es mindestens zur Wurst reichen.
 PAULA: (*bestimmt*) Jeder Stand hat sein Minimum an Aufstrich.
 THERESE: Das Rinderfett für uns.
 PAULA: Wir sind kein Stand.
 THERESE: Das gibt uns die Freiheit, Salz aufs Brot zu streuen, ohne daß man uns tadelt.
 PAULA: (*zieht eine Gardine zurück*) Jetzt wird es schon hell.
 THERESE: Moment! Mir fällt ein, was ich geträumt habe. Meine Brille! Das Traumbuch! Nachsehen, bevor ich's vergesse!
 PAULA: Wieder Gebetsmühlen? (*Sie lacht*)

THERESE: Eine Luftschaukel, rundherum. Es war furchtbar.
 PAULA: Und du meinst, was da in deinem Traumbuch steht –
 THERESE: Ob es stimmt? Das ist in meinem Alter gleichgültig. Irgendwann ist der Verdacht fällig, daß es keine Wahrheiten gibt, sondern bloß Zwecke.
 PAULA: Bitte? In einem Traumbuch?
 THERESE: L – Lu – Luf – Luft – Luft – Luft. – Steht nicht drin.
 PAULA: Vielleicht unter Schaukel?
 THERESE: S – Sch – Scha – Schau. – Auch nicht.
 PAULA: Schon die alphabetische Anordnung ist blödsinnig.
 THERESE: Na ja.
 PAULA: Das war eine Nacht. Soll man noch schlafen gehen?
 THERESE: Wieder ein Sonnenaufgang, den man nicht will. Hört man was?
 PAULA: Was man immer hört, Mäuse und Fensterläden, ein zerknülltes Papier geht auseinander.
 THERESE: Keine Sonderfälle?
 PAULA: Keine Luftschaukeln, keine Gebetsmühlen. Das traut sich alles nicht heran, es stünde zu scharf in der Sonne. In der Siedlung kannst du jede Lindenblüte einzeln sehen. Und da –
 THERESE: (*abwesend*) Blühen die jetzt?
 PAULA: (*konsterniert*) Und da –
 THERESE: Beruhigen auch, wie Baldrian, ein Tee.
 PAULA: Und da ein Leiterwagen.
 THERESE: Den meinte ich. Marius zieht ihn. Es ist der ohne Gummireifen.
 PAULA: (*lacht*) Nein, so etwas gibt es bei Tage nicht.
 THERESE: Stünde zu scharf in der Sonne. Wie die Lindenblüte oder ein zerknülltes Papier, das auseinandergeht, wie die akustischen Sonderfälle.
 (*Der Wagen kommt inzwischen näher*)
 PAULA: Wer sitzt denn darauf?
 THERESE: (*lacht*) Lauter Realitätenbesitzer wie wir selber.
 (*Der Wagen hält vorm Haus*)
 PAULA: Und worauf sitzen sie?
 THERESE: Ja, worauf?
 PAULA: Auf einem Sarg, Therese. Beschläge aus Pappmaché, ein Palmzweig in Silber.
 THERESE: Ach?
 PAULA: Da wir aber beide noch leben –
 THERESE: Meinst du?
 PAULA: Meine ich.
 THERESE: (*bastig*) Ich muß mich anziehen. Mein schwarzer Rock! Oder ist Schwarz zu voreilig?
 PAULA: Nimm ruhig Schwarz. Du trauerst doch.
 THERESE: Ja, das tue ich.
 PAULA: Und die Schuhe stehen immer noch vor der Tür. Auch schwarz,

auch voreilig. Ein halbes Jahr hätten sie gut noch gemacht. Ich werde sie ihm ins Grab legen. Ein letzter Gruß, statt Blumen.

THERESE: Und was hältst du von den sieben jungen Freunden?

PAULA: Gut beleuchtet in der aufgehenden Sonne. Heruntergekommene Engel. Eine Gesellschaft aus dem Wartesaal.

THERESE: Vielleicht kann man sie mit einer Handbewegung verscheuchen wie Hühner: Pscht!

PAULA: Jedenfalls, wir sehen sie. Die Gesichter im Morgenrot, deutlich wie die Lindenblüten. Es ist jetzt entschieden: Wir brauchen den Baldrian nicht mehr.

THERESE: Ich bin fertig, bloß noch die Brosche.

PAULA: Fertig wofür?

THERESE: Man kann Besuche nicht im Nachthemd empfangen.

(Es klopft. Erdmuthe kommt herein)

ERDMUTHE: Guten Morgen.

THERESE: Guten Morgen.

ERDMUTHE: Sie kennen uns kaum.

PAULA: Seit heute.

ERDMUTHE: Darf ich die andern hereinrufen?

THERESE: Ja.

ERDMUTHE: Damit Sie uns alle gesehen haben.

PAULA: Ist das nötig?

ERDMUTHE: Karl, Cäcilia, Leonard, Agnes, Jaroslaw!

THERESE: Ich mache für Marius das Fenster auf.

(Die Gerufenen kommen herein)

THERESE: Da sind Sie alle.

(Marius schnaubt)

ERDMUTHE: Weil nun unser Freund gestorben ist, dachten wir an Sie.

PAULA: An uns beide?

ERDMUTHE: Ab und zu abends ein Besuch, wenn es Ihnen recht ist.

PAULA: Ab und zu? Und wenn es uns nicht recht ist?

ERDMUTHE: Oder täglich, wenn Sie wollen.

PAULA: Wollen wir das, Therese?

THERESE: Wir wollen.

PAULA: Ab und zu.

THERESE: Oder täglich.

PAULA: Immer, bald.

THERESE: Willkommen, willkommen.

BLICK IN DIE ZEIT

DOLF STERNBERGER / REDE ZUM GEDÄCHTNIS FRIEDRICH GUNDOLFS

anlässlich seines 80. Geburtstages vom 20. Juni 1960

Ich weiß nicht, wie viele von Ihnen noch eine Vorstellung mit dem Namen Friedrich Gundolfs verknüpfen – eine Erinnerung aus Lektüre oder auch aus persönlicher Begegnung. Der Mann, der Gelehrte und der Schriftsteller, auch das Werk, das in die Literaturgeschichte, eher noch in die Geistesgeschichte, am ehesten in die Gattung der Beschreibungen großer Menschen zu rechnen ist, beides scheint heute einigermaßen vergessen, sein Gedächtnis scheint verschüttet. Und das ist, wenn ich alles bedenke, doch ein schwerer Verlust, eine schmerzliche Einbuße, sowohl wenn man an die Wissenschaft von der deutschen Literatur denkt, welchem Fache Gundolf seiner akademischen Stellung und Tätigkeit nach zugehört hat, als wenn man den Bereich literarischer Bildung überhaupt ins Auge faßt – und diesen weiten Bereich muß man ins Auge fassen deswegen, weil Gundolf zwar ein Gelehrter, aber nichts weniger als ein Fachvertreter, zwar ein Universitätsprofessor, aber doch kein Spezialist, sondern ein weitausgreifender Hüter und Erforscher und Erneuerer großer Gestalten der abendländischen Überlieferung, ein mächtiger Beschwörer und treuer Deuter ihrer Vermächnisse gewesen ist, weit über den Bezirk des Deutschen und auch weit über den der Literatur hinaus. Achtzig wäre er jetzt geworden – das ist kein unerreichbares Alter; kaum mehr als fünfzig Jahre hat sein Leben wirklich gewährt, 1931 ist er am Krebs gestorben, mitten in der ungewöhnlichsten geistigen Produktivität, mitten in der schönsten Lebensfülle. Ich will versuchen, aus dem Anlaß dieses imaginären Geburtstages das Gedächtnis des Mannes zu beleben, so gut ich es kann – nicht als Fachmann, der ich nicht bin, sondern als einer, der ihn gekannt hat, der seinen Zauber verspürt hat, ihm für eine Weile als ein viel Jüngerer persönlich nahe gewesen ist.

Das war in Heidelberg Ende der zwanziger Jahre. Was war das für eine Blütezeit, welche eine Reihe glänzender Geister vereinigte damals die philosophische Fakultät dieser Hochschule! Noch lehrte Heinrich Rickert, eines der Häupter der neukantischen Philosophenschule, weithin wirkend in die Welt, während neben ihm beinahe ohne alle Verknüpfung mit seiner Gedankenbemühung die ganz andere Faszination, der eindringende ethische Ernst von Karl Jaspers sich geltend machte, den nicht die logischen Strukturen der Wissenschaft, nicht das Wesen und die Bahnen der Erkenntnis so sehr beschäftigten als vielmehr der Anruf der Existenz selber und die Forderung der Treue in der Kommunikation. Seinem leisen und strengen Appell war ich als Zwanzigjähriger gefolgt, hörte seine Vorlesung Jahr um Jahr, las Kant und Hegel und Kierkegaard in seinem Seminar. In anderen akademischen Bereichen wirkte zur gleichen Zeit der willensmächtige Alfred Weber, baute und modellierte er an seiner Kultursoziologie, die ganze Weltgeschichte mit stürmischen Griffen neu zu ordnen und zu verstehen, lehrten die beiden Curtius, Ludwig Curtius, der begeisterte Archäologe, und Ernst Robert, der Romanist, der entschiedenste literarische Geist und vollkommenste Essayist weit und breit, und entfaltete Heinrich Zimmer seine großartig vitale

Eloquenz, der Indologe, ein Mythen- und Märchendeuter von hohem Range, auch er weiß über sein Fach hinaus bedeutend, auch er schmerzhaft früh dem Leben entrissen, in der Fremde zudem, da die Diktatur ihn vertrieben hat. Und in diesem Reigen nun Friedrich Gundolf. Ich habe nicht bei ihm studiert, auch nur gelegentlich eine Vorlesung von ihm gehört; einmal ein paar Stunden über die romantische Epoche, über Clemens Brentano zumal, einmal eine Stunde über Hegels Stil, wenn ich mich recht entsinne: Diese Vorlesungen, ich muß es gestehen, hatten eigentlich etwas Erschreckendes, jedenfalls tief Irritierendes. Der Mann, schlank, fast hager, mit diesem unvergeßlich schönen, männlich schönen Kopf, dichter, leicht ergrauender schwarzer Lockenmähne, kühner Nase, wahrhaft feurigen Augen, mit einem luziferisch züngelnden Ausdruck, stand hochaufgereckt auf dem Katheder, mit steif verschränkten Armen, in gleichmäßig getragener Weise vortragend, streng nach dem Manuskript, doch häufig zur Seite und zum Fenster hinaus den Blick richtend, ohne die allergeringste Aufmerksamkeit auf das Publikum, scheinbar voller Verachtung. Kein einziges Mal habe ich bemerkt, daß er seinen Text unterbrochen, etwa eine Erläuterung eingeflochten oder auch nur durch Gebärden oder Blicke, ein Lächeln oder sonst eine vermittelnde Miene seine Meinung und sein immer sehr entschiedenes Urteil uns, dem Publikum, näherzubringen gesucht hätte. Er begann ohne Anrede sogleich mit dem Gegenstande und sprach mit starker, klingender Stimme im durchgängigen hohen Tone, auch mit einem Anklang jener Leierweise, wie sie im Kreise Stefan Georges beim Vortrag von Gedichten üblich war, wiewohl die Präention dieser Vortragsweise hier durch das unverkennbare und vertraute darmstädtische Idiom angenehm gemildert wurde. Selten entstanden Pausen – höchstens dann, wenn er sich in den Zeilen des Manuskripts verirrt hatte und den Faden wieder zu haschen strebte: Solche Augenblicke konnten denn allerdings einen mitfühlenden Hörer sehend machen für die wahre Stimmung dieser Seele. Eine plötzliche Qual schien auszubrechen, gepeinigt und zornig stampfte er mit dem Fuße auf, und die kühle Hoheit zerriß wie ein Schleier, ja wie eine Haut. In Wahrheit war ihm Hochmut so ferne wie nur möglich, er war voller Scheu, jeder öffentliche Auftritt kostete ihn Selbstüberwindung, und der strenge Ton und die verschlossene Gebärde bot ihm wohl nur die willkommene Maske. Jedermann, der ihm gesellig oder freundschaftlich begegnet ist, rühmt gerade seine entzückende Bescheidenheit. Untüchtig zu Geschäften, war er von hinreißender Herzlichkeit zu Freunden und Gästen und zu allen, mit denen er auf alltägliche Weise Umgang hatte, zum Buchhändler, zum Friseur, zum Briefträger. Nie zeigte er sich auf Prestige versessen, Standesbewußtsein war ihm völlig fremd, jede Attitüde war dann von ihm abgefallen, er war der unterhaltsamste Wirt, nur bedacht, den Besucher zu erfreuen, voller Witz und ohne alle Eitelkeit, immer zu Schüttelreimen und anderen Wortkunststücken, zu komischen Wahrnehmungen oder Zitaten aus dem geliebten „Datterich“ aufgelegt, diesem klassischen Spruch- und Weisheitsvorrat aller Darmstädter.

Noch heute will es mir nicht recht glücken, diese beiden Gesichter und Betragensweisen des einen und selben Mannes ganz zusammenzubringen. Ich muß einfluchten, daß ich auch damals als junger Mann dem Prophetenanspruch und dem Richtertum Stefan Georges und seiner Jünger ganz und gar abhold war; ich empfand den heftigsten Widerstand, beinahe eine Art Abscheu gegen den Dichter und Ordensstifter und das lebhafteste Mißtrauen gegenüber allen Urteilen, die aus seiner Runde kamen. Und Friedrich Gundolf war ja nun einer der mächtigsten und namhaftesten unter dieser Schar, seine Gesinnungen waren durchaus von dem hochfahrenden Geiste dieser Erwählten geprägt, er selbst hatte eine umfängliche

Rühmung Georges veröffentlicht, hatte den merkwürdigen Mann – ganz verstiegen und vermessen, wie es mir erschien (und noch erscheint) – als die einzige große menschliche Erscheinung des Zeitalters, den einen Erlöser und Erfüller der Zeit gepriesen, ganz jenen Versen seines Meisters gemäß „In jeder Ewe ist nur ein Gott und einer nur sein Künder“, ohne Vorbehalt und ohne Einschränkung ihm hingegeben, unversöhnlich schroff die Zeit und die Masse verdammend wie jener. Das alles war meinem Sinne gänzlich fremd, ja – ich muß es sagen – tief zuwider, und nun mußte ich, konnte ich hinter dieser Fassade den liebenswertesten Menschen entdecken, in all dem steifen Prunk und Frost den anmutigsten Geist, das herzlichste Gemüt, das bescheidenste Wesen, ja eine Unschuld und Zutraulichkeit, deren Zauber schlechthin unwiderstehlich war, und für die ich gar keinen Vergleich zu nennen wußte. Ich mag keine psychologische Theorie aufstellen, diese rätselhafte Doppelnatur, diesen beunruhigenden Widerspruch des öffentlichen Propheten und des intimen Plauderers, des erhabenen Mahners und des vertraulichen Spaßmachers, des offiziellen Zürnens und Eiferers und des häuslich geselligen, kindlich heiteren Privatmenschen zu erklären. Wir müssen das wohl hinnehmen.

Aber ich meine heute, wenn ich wieder in seinen Büchern lese, wahrzunehmen, daß die eigentümliche Gewaltsamkeit des hohen Tones und die Intoleranz der Maßstäbe – und zwar der Maßstäbe nicht des literarischen Handwerks allein, sondern der menschlichen Größe schlechthin – daß diese von George ausgehende Hybris des geistigen Gesetzgebens und Religionsstiftens in diesem so unerhört vieles begreifenden, so unglaublich vielfältige historische und künstlerische Epochen, Gestalten, Werke witternden, empfindenden, beschreibenden Gelehrten Friedrich Gundolf sich mit fortschreitender Reife und Meisterschaft mehr und mehr gemäßigt und gemildert hat, daß mehr und mehr das weltzugewandte, spürsinnige und herzhaft, zuletzt das liebevolle Wesen des Mannes auch in seinem Werke hervorgetreten ist. Am reichsten und am reinsten zugleich in seinem großen zweibändigen „Shakespeare“, der nicht nur sein umfänglichstes, sondern, ich meine, auch sein bedeutendstes Buch ist, sein bleibendstes. Es ist das kein wissenschaftliches Urteil. Es ist wahrscheinlich, daß sein Cäsar-Buch von 1924 als Leistung des Forschers größere Originalität beanspruchen kann und höhere Bewunderung verdient. „Cäsar, Geschichte seines Ruhms“ ist der genaue Titel und auch die genaue Absicht – und ich wußte kein zweites Beispiel in der deutschen Geschichtsschreibung dafür, daß der Gestaltenwandel des Nachruhms einer mächtigen historischen Erscheinung mit gleicher Einläßlichkeit und Akribie, mit gleicher Wahrnehmungskraft, Souveränität und Sprachgewalt geschildert worden wäre. Was für ein Gegenstand – Cäsars Ruhm! Beinahe zwei Jahrtausende umfaßt und durchmißt der forschende Sinn hier an dem einen gleichen Faden der Widerspiegelungen und Nachwirkungen Cäsars, des Stifters der Kaiserwürde, aber auch des Musters der Usurpatoren schon der Renaissance, wiederum und zuletzt Napoleons. Die Aggregatzustände des Ruhmes hat Gundolf in diesem Buche ebenso sorglich wie beredt unterschieden, aber der innerste Antrieb zu diesem gewaltigen Unternehmen – das dann übrigens in einem durchaus wohl dimensionierten Bande von kaum viel mehr als 250 Druckseiten Gestalt gewonnen hat –, der innerste Antrieb Gundolfs war vielleicht nicht einmal so sehr die Begeisterung für den Helden Cäsar selbst (die ihn allerdings zeitlebens begleitet hat) als die Begeisterung für den langhin wirkenden, selber geschichtsbildenden Ruhm als solchen. Im Anbruch eines Zeitalters, da das Ergebnis der Emanzipationsbewegungen und der universalen Ausbreitung der Menschenrechte offenkundig wird als werdende Weltgesellschaft, eines Zeitalters der

Milliardenbevölkerung und der beinahe erdumfassenden Öffentlichkeit und Information, eines Zeitalters, das vielleicht keinen eigentlich dauernden Ruhm mehr aufkommen läßt, sammelt sich hier der nach Größe, nach menschlicher Größe begierige Geist des Historikers, um an einem grandiosen, ja monumentalen Exempel dieses entschwindende Phänomen des Ruhmes in ganzer Breite, Treue und Leuchtkraft noch einmal fühlbar zu machen. Die eigene Stimmung scheint hindurchzuklingen, wenn Gundolf in diesem Cäsar-Buch die Epoche der Renaissance und des Humanismus mit den folgenden Sätzen charakterisiert – und ich zitiere sie auch darum, um Ihnen eine Probe seines Stils zu geben, seines in unserer wissenschaftlichen Literatur fast unvergleichlich üppigen Wortschatzes vor allem, aber auch seiner plastisch-poetischen Satzfügung – ich zitiere: „Dies heißt dem Renaissancemenschen Ruhm: Eine ewig sichtbare Gestalt sein wie die Römer und Griechen, ‚deren Namen blitzen‘. Solange Gott allein Rang und Eigenschaften niederließ, war ein Ringen um solchen Ruhm undenkbar: Jetzt aber ward aus ruhendem Gut bewegte Kraft und der Name aus Zauber zum Bild.“ (Seite 132.) Sie bemerken die Fülle und die Prallheit des Ausdrucks, so fern der gewöhnlichen terminologischen Bedächtigkeit und sichernden Ängstlichkeit gelehrten Stiles. Sie bemerken auch den Duktus, den hohen Ton, der einigermaßen gleichförmig in solch einem Werke durchgehalten wird; selten schlägt eine Laune durch, jeder Einfall wird sogleich eingewirkt, was zuweilen den empfänglichen Sinn des Lesers abstumpfen kann – die anhaltende Spannung ist zu groß, kaum eine Fermate, kaum ein Decrescendo. Ständige höchste Konzentration, keine Ablenkung, auch nicht die Ablenkung durch gelehrten Apparat: In Gundolfs Büchern gibt es keine Fußnoten!

Während also in dieser Gesinnung, in dieser geheimen Sehnsucht nach der Ewigkeit des Menschen – und nichts anderes scheint in solchem klassisch-humanistischen Sinne im Ruhm und mit dem Ruhm gemeint! – das Cäsar-Buch ein einzigartiges geistesgeschichtliches Fresko entwirft, geht das große Shakespeare-Buch zugleich gradliniger und schlichter auf das Ziel los: Auch hier ist menschliche Größe gemeint, und auch hier wird sie fühlbar, doch nicht im Nachruhm, sondern im dichterischen Werk. Mit einer ergreifenden Treue und Demut hat Gundolf hier Schauspiel für Schauspiel, Figur für Figur, ja beinahe Szene für Szene das ganze immense Œuvre des größten modernen europäischen Dramatikers nachgeschildert, nachgefühlt, ausgedeutet, aufgehellit. Und ich möchte – um den vorigen Gedanken wieder aufzunehmen – darum diesem letzten großen Werke Gundolfs den höchsten Rang beimessen, weil es durch nie erlahmende Achtsamkeit auf Situationen, Rollen, Verse eine Vollständigkeit des literarischen Überblicks und Einblicks erreicht, wie sie nur selten einem Literaturgelehrten gelungen ist, und weil es zugleich und in alledem das Universum auch der Shakespeareschen Gestalten selber ebenso weltkundig und fühlsam wie kunstverständlich noch einmal neu erstehen und neu verstehen läßt, weil es das Zeugnis und Erzeugnis einer großen hingebungsvollen Liebe ist. Es ist so gut wie unmöglich, durch Zitate davon einen Begriff zu geben. Wo man es aufschlägt, liest man mit hohem Gewinn darin. Vielleicht darf ich eine einzige Bemerkung wiedergeben, die auf eine ganze Gruppe Shakespearescher Helden zielt – Hamlet, Macbeth und Othello etwa –: „Den Menschen Shakespeares nimmt keine Vorsehung, kein äußerer Gott die Weltordnung ab . . . je tiefer sie fühlen und wollen, desto schwerer tragen sie daran.“ Das klingt ganz einfach, geradezu unwissenschaftlich einfach, und scheint mir doch wunderbar präzis die unverwechselbare Modernität Shakespeares zu treffen.

Friedrich Gundolf ist durch seine schier unbegrenzte Wahrnehmungs- und Empfindungsfähigkeit weit über die Grenzen der Heldenverehrungs-Doktrin hinausgegangen, die ihm von Stefan George mitgegeben war. Er ist mit dieser Geistesrichtung und Stilart keineswegs untergegangen. Im Gegenteil, ich glaube, wir haben gerade jetzt genügenden Abstand von den Fehden der zwanziger Jahre, gelassen das Dauerhafte zu erkennen, zu würdigen und uns zu eigen zu machen. Friedrich Gundolf kann gewiß nicht nachgeahmt, aber er darf ebenso gewiß auch nicht vergessen werden.

JOHANN ALBRECHT VON RANTZAU DER PREUSSISCHE KULTUSMINISTER C. H. BECKER

Vor 30 Jahren ist *Carl Heinrich Becker* aus dem preußischen Kultusministerium geschieden, das er 1921 und dann wieder von 1925–1930 als Minister geleitet und auf das er vor und nach 1921 als Staatssekretär entscheidenden Einfluß ausgeübt hat. Heute sind Name und Wirken des seinerzeit heftig umstrittenen Mannes der Öffentlichkeit fast unbekannt, obwohl die von ihm begonnene Reform unseres gesamten Bildungswesens in entscheidenden Punkten, wie der Hochschulreform, heute wieder im Brennpunkt der Diskussion steht. So ist die im Vorjahr erschienene Biographie Beckers¹⁾ aus der Feder eines seiner nächsten Mitarbeiter im hohen Grade aktuell und verdient weithin Beachtung. *Erich Wende*, der nach 1949 im Bundesinnenministerium die Kultur vertrat, schildert Leben und Wirken des „Menschen“ Becker mit sympathisierender Wärme, mit der er zurückhaltende, aber doch deutlich zum Ausdruck kommende Kritik an dem „Politiker“ zu verbinden versteht.

C. H. Becker war eine schwungvolle, von Optimismus getragene Persönlichkeit, eine vielen Anregungen zugängliche und viele Anregungen ausstrahlende Individualität, aber eben hiermit hing es zusammen, daß seinen Zielsetzungen und seinem Handeln wirkliche Klarheit und letzte Entschiedenheit abgingen. Dies tritt sowohl in seinem Wirken als Behördenchef und parlamentarisch verantwortlicher Minister als auch in der Behandlung des von ihm begonnenen Reformwerks zutage. Nach dem Umsturz von 1918 drängten sich auf den Gebieten des Hochschulwesens, der höheren Schulbildung und der Ausbildung der Volksschullehrer einschneidende Reformen auf. An diese Aufgaben trat Becker als Sohn aus wohlhabendem großbürgerlichem Haus, als ehemaliger Professor der Orientalistik, als Nachfahr des deutschen Idealismus und schließlich als liberaler Individualist heran. Demgemäß lag es ihm am Herzen, auf allen Gebieten des kulturellen Lebens die schöpferische Persönlichkeit zu fördern oder zu entdecken. Hingegen die durch das angebrochene „Zeitalter der Massen“ gestellte Aufgabe, die Bildungsgüter immer weiteren Kreisen zugänglich zu machen, bedeutete für ihn im Grunde höchstens eine traurige Notwendigkeit. Wie es in der modernen Welt, so meinte er in Unkenntnis der kommenden Ansprüche der „Entwicklungsländer“, zu viele Rohstoffe und Industrieerzeugnisse gebe, so müsse man auch von

¹⁾ Erich Wende: C. H. Becker, Mensch und Politiker. Ein biographischer Beitrag zur Kulturgeschichte der Weimarer Republik. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1959. 336 S. 19,80 DM.

der „nutzlosen Produktion“ allzu vieler Abiturienten und Akademiker sprechen. Sein ganzes Bestreben ging dahin, eine der neuen Zeit entsprechende Erweiterung der deutschen Bildung vorzunehmen, ohne ihr Niveau sinken zu lassen.

Sehr deutlich ist diese seine grundsätzliche Einstellung in seiner Hochschulpolitik zum Ausdruck gekommen. Während seiner Wirksamkeit als Staatssekretär und Minister haben die deutschen Universitäten durch Spitzenleistungen, sowohl in den Naturwissenschaften als auch in den Geisteswissenschaften, die in der Kaiserzeit errungene internationale Geltung behauptet, was nicht am wenigsten nach 1933 in der bereitwilligen Aufnahme emigrierender deutscher Gelehrter im europäischen und überseeischen Ausland deutlich geworden ist. Aber was von ihm als Universitätsreform durchgesetzt wurde, nämlich die Einführung einiger neuer Fächer wie Pädagogik und Soziologie, die Hebung des Einflusses der nicht beamteten Dozenten in der akademischen Selbstverwaltung und die Zulassung der Studentenschaft als einer tragenden Korporation der Hochschule ist so minimal, daß es im Licht der heutigen Probleme kaum nennenswert erscheint. Er hielt die Errichtung neuer Universitäten und eine Vergrößerung der „Lehrkörper“, die heute immer dringender gefordert werden, für überflüssig; die schon nach dem ersten Weltkrieg beträchtlich anwachsenden Studentenzahlen sah er als eine vorübergehende Erscheinung an. Gerade hierdurch wird deutlich, daß Becker den eigentlichen Charakter und damit die zunehmende Gewalt des modernen Massenansturms auf die akademische Bildung verkannt hat. Er sah dieses Phänomen unter idealistischer Voraussetzung, als innere Sehnsucht begabter Naturen nach Bildung, während in Wirklichkeit der Wille zum sozialen Aufstieg vorliegt, der sich der akademischen Ausbildung als Mittel zum Zweck bedient.

Eine andere heute viel erörterte Frage, nämlich das Problem der sich ständig verengenden Spezialisierung auf allen Forschungsgebieten, hat Becker hingegen klar gesehen und eine Lösung immerhin erstrebt. Für ihn war ganz im Sinne der deutschen Universitätstradition die Hochschule vor allem Stätte der Forschung sowie der Anleitung und Ausbildung zur Forschung, und so sollte es bleiben. Dagegen wollte er die Bildung oder „allgemeine Bildung“ den Schulen überlassen. Die Neuordnung der höheren Schulen war wesentlich das Werk des bis 1925 amtierenden Kultusministers Boelitz. Die Neugestaltung der Volksschulen konnte Becker hingegen durch ein neues System der Lehrerbildung als sein persönliches Werk betrachten. Für Becker war der Zweck der Schule nicht nur das Lernen, sondern die Entwicklung der wesentlichen Fähigkeiten des Menschen, der intellektuellen, der musisch-ästhetischen und nicht am wenigsten seiner ethischen Anlagen, zu denen für ihn auch der Sinn für politische Gemeinschaft gehörte. Auch in dieser Zuweisung der „Bildung“ an die Schule und in deren mehr qualitativer als quantitativer Bestimmung folgte er, mehr als unserer Öffentlichkeit heute bewußt ist, der idealistischen, auch gerade der Humboldtischen Tradition.

Becker hat sich nun sehr wohl die für das deutsche Volksleben entscheidende Frage gestellt, ob unsere vorwiegend der Spezialforschung gewidmeten Universitäten gebildete und zur Bildung anderer befähigte Lehrer und entsprechend Juristen, praktische Ärzte, Pfarrer und Wissenschaftler, ins Leben entlassen könnten. Er hat, wohl allzu optimistisch und illusionär, dies Problem zu lösen gehofft, indem er die Hochschullehrer über die Forschung hinaus zur Synthese, zur schöpferischen, in ein größeres Publikum ausstrahlenden Zusammenfassung ermunterte. So förderte er, sehr zum Mißvergnügen vieler Fachgelehrter, solche Versuche

und Ansätze, wie sie auf den verschiedensten Gebieten von der Georgeschule kamen, und er bekämpfte die positivistische Geisteshaltung, welche nur Fakten erforscht und das Erforschte nicht in den Zusammenhang eines Wertsystems stellt oder, was wir in nicht wenigen Fällen erlebt haben, das Erforschte in ein von außen auferlegtes Wertsystem einzuordnen sich bemüht, was ja allzu häufig unter dem Nationalsozialismus und unter anderen totalitären Systemen geschehen ist.

Das nachhaltigste, bis heute fortbestehende Reformwerk hat Becker in der Neugestaltung der Lehrerbildung unternommen. Gleich nach 1919 wurden die Lehrerseminare abgebaut und seit 1925 durch pädagogische Akademien ersetzt. Die alten Seminare waren, längst vor der Revolution, auf zunehmende Kritik in der Lehrerschaft gestoßen, und zwar auch bei solchen Pädagogen, die politisch „rechts“ standen. Nach Beckers Worten hatten diese Institute einen „Geist der Zucht im Drill“ vermittelt, den er durch einen „Geist der Zucht in Freiheit“ ersetzen wollte. Die alte Lehrerbildung der Kaiserzeit hatte getreue Untertanen, Stützen von „Thron und Altar“ heranbilden wollen. Die neuen pädagogischen Akademien, deren 14 zwischen 1926 und 1930 in Preußen eröffnet wurden, sollten vom Geist einer neuen Humanität getragen sein, sie sollten, indem sie nur Abiturienten aufnahmen, vielseitig gebildete Erzieher hervorbringen, die neben dem Vermitteln von Kenntnissen den Sinn für das Musische und die Verantwortung für die Gemeinschaft zu wecken befähigt wären. Nach Beckers Worten sollte das Lehrgebiet auf den Akademien nicht wie auf den Universitäten ein Fach, sondern der „ganze Mensch“ im Sinne einer „neuen Humanität“ sein. Diese Humanität allerdings wurde von Becker wesentlich formal definiert, nämlich als das richtige Verhalten der Menschen zueinander und der Individuen zur Gemeinschaft. Sie war nicht eigentlich materiell oder inhaltlich bestimmt. Um es kraß zu sagen: diese „Humanität“ schuf keine Abwehrkräfte gegen den Nationalsozialismus, der zum Sinn der Gemeinschaft den hemmungslosen völkischen Egoismus erklärte und das richtige Verhältnis der Einzelmenschen zueinander in einer brüderlichen Eintracht erblickte, die diesem kollektiven Egoismus zugute kommen sollte.

Die Freude an seinem Hauptwerk der Schaffung der Lehrerakademien wurde Becker in den letzten Jahren vor 1930 zunehmend durch die Verschlechterung des politischen Klimas vergällt. Die Opposition der immer mehr zum Rechtsradikalismus neigenden Studentenschaft, Konflikte mit republikfeindlichen Repräsentanten des Kulturlebens wie Max von Schillings, untergruben die Stellung des verfassungstreuen, aber zu weitherziger liberaler Toleranz geneigten Ministers. Während die nationalsozialistische und Hugenberg's deutsche nationale Presse Becker, der einst überzeugter Monarchist gewesen war, als Renegaten und Verräter beschimpften, warf ihm die in Preußen führende Sozialdemokratie mangelnde Energie sowohl in der Bekämpfung des Rechtsradikalismus als bei der demokratischen Umgestaltung des Bildungswesens vor. Man spürte auf der „Linken“, daß Becker, der keiner politischen Partei, sondern nur der „Partei der Bildung“ angehören, der sein Amt als neutraler Fachminister führen wollte, in die raue Wirklichkeit der parlamentarischen Machtkämpfe nicht hineinpaßte. Die Zusammensetzung und der Egoismus parlamentarischer Parteien, die sich selbst und ihre Ziele mit dem Staatswohl ja notwendigerweise identifizierten, blieb für Becker eine im Grunde fremde Welt, obwohl er Freude an politischen Auseinandersetzungen hatte und im taktischen Vorgehen politische Begabung durchaus an den Tag

legte. Beckers Abneigung gegen den Parteienstaat war ja eine weitverbreitete Erscheinung unter unseren gebildeten Liberalen, die von dem monarchischen Beamtenstaat geprägt waren, auch wenn sie sich aus Vernunftsgründen nach 1919 zur republikanischen Staatsform bekannten. Wie der berühmte Historiker Meinecke noch im Jahre 1925 Bedenken gegen den Parlamentarismus angemeldet oder wie Friedrich Rosen, der geistig hochstehende Außenminister des Jahres 1921, kategorisch allen Reichstagsabgeordneten wirklich politisches Verständnis abgesprochen hat, so ist in Beckers Augen der deutsche Reichstag eine von „Postschaffnern und Eisenbahnsekretären“ beherrschte Versammlung gewesen. Es entspricht also nur der Logik der Dinge, daß im Jahre 1930 der sozialdemokratische Ministerpräsident Braun ihn durch den aufgeschlossenen Sozialdemokraten Friedrich Grimme ersetzte. Während die Rechtspresse Beckers Abgang mit hämischer Schadenfreude und plumpem Hohn begrüßte, wurde Grimme der bedeutenden Persönlichkeit seines Vorgängers, aber auch seinem Scheitern mit dem Wort gerecht, C. H. Becker sei der letzte Repräsentant einer individualistischen Geisteshaltung auf der politischen Bühne gewesen.

SCHRIFTSTELLER ÜBER DIE BUNDESREPUBLIK

Es war ein guter Einfall des um Einfälle nie verlegenen Wolfgang Weyrauch, in der Bundesrepublik lebende Schriftsteller aufzufordern, sich über die Zustände in Deutschland zu äußern. Im Grunde konnte das Unternehmen gar nicht fehlschlagen; denn dürftige Antworten sind in diesem Falle ebenso aufschlußreich wie ergiebige, nur in anderer Hinsicht: es ist interessant, auch zu erfahren, daß etwa der Schriftsteller X oder die Schriftstellerin Y zu diesem Thema nichts Substantielles vorzubringen hat.

Äußerungen beiderlei Art begegnen wir nun in dem kürzlich erschienenen List-Taschenbuch *Ich lebe in der Bundesrepublik*. Fünfzehn deutsche Autoren kommen zu Wort; der älteste von ihnen, Kasimir Edschmid, ist 1890 geboren, der jüngste, Hans Magnus Enzensberger, ist Jahrgang 1929. Zwei Antworten nur stammen von Frauen (Marie Luise Kaschnitz und Geno Hartlaub) – man möge es uns nicht als Antifeminismus auslegen, wenn wir ihre Texte nicht zu den gehaltvollsten des Bändchens zählen können. Immerhin gibt auch Geno Hartlaub jenem Gefühl der Enttäuschung Ausdruck, dem wir bei ihren männlichen Kollegen so häufig begegnen: „Wir, die wir glaubten, das Jahr 45 sei das Jahr 0, fühlen uns heute betrogen.“ Und wie eine Verkörperung dieses Gefühls, wie Revenants läßt sie in ihrem Text vor der Kulisse der Heidelberger Schloßruine „gestieft und gespornt, bunt bebändert und bemützt, die aus dem Grabe auferstandenen Verbindungsstudenten“ vorbeispielen.

Wir deuteten es schon an: es dominieren die kritischen Stimmen; die meisten der Befragten, sofern sie sich überhaupt vernehmlich artikulieren, reagieren auf die bundesrepublikanischen Zustände nicht gerade mit Begeisterungstürmen. Ein Sachverhalt, der vielleicht mit der Auswahl der Befragten in Zusammenhang zu bringen wäre – der Herausgeber teilt uns nicht mit, nach welchem Prinzip sie getroffen wurde, oder wer aufgefordert und sich nicht geäußert hat – und ganz gewiß auch damit, daß Schriftsteller und Intellektuelle in der Regel nicht schon steigende Umsätze mit befriedigenden Verhältnissen gleichsetzen. Kritik und Opposition, so pflegt man zu sagen, sei in einem freien Staat die ihnen aus verschiedenen Gründen gemäße Haltung, nicht aber die Sanktionierung bestehender Herrschaftsverhältnisse.

Zweifellos hat solche Rede manches für sich. Man würde jedoch, glauben wir, das Gewicht der in diesem Bändchen vereinigten Aussagen unterschätzen, wollte man sich mit dieser Auskunft begnügen. Kritik, Sorge, Enttäuschung, Beunruhigung und was sonst noch an negativen Affekten hier sich ausdrückt: all das läßt sich nicht so pauschal verstehen oder gar bagatellisieren, wie dies etwa Johannes Gaitanides in seinem vorwiegend apologetischen Beitrag ver-

sucht, wenn er z. B. schreibt: „So ist das Leiden unserer Intellektuellen an der Bundesrepublik im letzten Grunde ein Leiden an sich selber, das Leiden der zahlungsunfähigen Schuldner, deren Groll gegen den Gläubiger noch mit der Höhe seiner Schuld wächst.“ Eine solche vermeintlich scharfsinnige psychologische Erklärung ist nicht nur viel zu allgemein, um wahr zu sein – als ob es nur eine Art des Leidens gäbe und alle Intellektuellen sich gleich seien –, sie wird auch durch den substantiellsten Beitrag dieser Sammlung, durch die von radikaler Ehrlichkeit diktierte Kritik des protestantischen Theologen Helmut Gollwitzer geradezu ad absurdum geführt. Denn ob wir die Argumente Gollwitzers billigen oder sie für provokatorische Überspitzungen halten: auf gar keinen Fall ist es möglich, die Kritik Gollwitzers durch solche psychologische Mätzchen aus den Angeln zu heben.

Analysiert man die vielleicht zunächst bestechenden Aussagen Gaitanides' genauer, entdeckt man im übrigen bald weitere Ungereimtheiten und Verwunderliches. Ganz so simpel, wie dies unterstellt wird, sind „unsere Intellektuellen“ nicht, daß sie die Enttäuschung ihrer Hoffnungen nur und schlankweg aufs Schuldkonto des „Wirtschaftswunders“ setzten. Auch ist es wenig überzeugend, wenn Gaitanides in seinem Beitrag, dem er den Titel „Von der Ohnmacht unserer Literatur“ gegeben hat, die Verantwortlichkeit „für den Geist“ ausschließlich den Intellektuellen zuschieben möchte: „*Sie* sind das geistige Leben, *sie* machen das geistige Leben . . .“ Wäre es nicht denkbar, und ist es nicht weitgehend so, daß angesichts dessen, was Gaitanides selber die „ungeheure Dynamik der Wirtschaft in Westdeutschland“ nennt, die Intellektuellen das „geistige Leben“ gar nicht „machen“ können, weil zu diesem „Leben“ zwei gehören: jene, die etwas geben und die anderen, die das Gebotene in der rechten Weise aufnehmen? Im übrigen widerspricht sich Gaitanides selber. „Errötend vor Scham“ gesteht er kokett im ersten Satz, daß es ihm an Unbehagen mangle. Später aber gibt er zu: „Tatsächlich steht der ungeheuren Dynamik der Wirtschaft in Westdeutschland eine allgemeine Stagnation auf allen anderen Lebensgebieten gegenüber.“ Unter der Voraussetzung, daß Herr Gaitanides uns nicht suggerieren möchte, daß es neben den Männern der Wirtschaft nur noch „Intellektuelle“ bei uns gibt, wäre zu fragen: durch welche Zauberkunststücke sollten denn unsere „Intellektuellen“ (Gaitanides versteht darunter in erster Linie die Literaten) das geistige Leben „machen“, wenn „eine allgemeine Stagnation auf allen anderen Lebensgebieten“ herrscht?

Überlassen wir, gleichfalls etwas errötend, Herrn Gaitanides inmitten der von ihm konstatierten allgemeinen Stagnation auf fast allen Lebensgebieten seinem Gefühl des Behagens und werfen wir noch einen Blick auf die anderen Beiträge des instruktiven Bändchens. Über wirtschaftliche Misere wird nirgends geklagt (obschon über das Los älterer Schriftsteller bei uns wohl einiges zu sagen wäre). Dennoch ist man selten zufrieden, und noch die Feststellung, daß man mit den Jahren korpulenter geworden ist, klingt wie ein Vorwurf gegen einen unbekannten Adressaten: „Ich bin dick geworden. Ich habe das nicht erwartet.“ (Wolfgang Koeppen) Und der gleiche Schriftsteller schreibt: „Ich lebe also gut . . . Selbst die Verleger und Redaktionen honorieren mir

meinen öffentlich anerkannten Nonkonformismus. Warum also noch Unbehagen?“

Vielleicht muß man es nicht unbedingt den Autoren ankreiden, wenn sie diese Frage nicht genau beantworten können und, wie etwa August Scholtis („Ich lebe in den westlichen Sektoren von Berlin“), raunzend entschlossen sind, sich kein X für ein U vormachen zu lassen: „Wir leben in einer Zeit symbolischer Gesten, allegorischer Attraktionen, moralischer und militärischer Aufrüstungen, östlicher und westlicher Propagandismen, afrikanischer Diplomaten, politisierender Theologen, dichterischer Avantgardismen . . .“ Daß man sich in diesem Dschungel schwer zurechtfindet und bewußt danebensteht, obwohl man weiß, daß man mit diesem Abseitsstehen an das Eigentliche nicht heranreicht, diese Einsicht trägt auch Martin Walser vor: „Die Wanderungen der Aktienpakete kümmern uns sowenig wie die Bahnen von Sternen, deren Namen wir nicht kennen. Wir haben uns mit unserer Rolle als Lorbeerbäume neben den Rednerpulten abgefunden.“ Der etwas zynische Ton dieser Feststellung kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß hier, resoluter als bei Gaitanides, ein bedenklicher Tatbestand anvisiert wird: die Ohnmacht der Literatur und der Schriftsteller angesichts einer gleichsam fugenlosen Gesellschaft, an der jeder Widerspruch abprallt.

Merkwürdig übrigens, wie sehr der Vorwurf gegen die christliche Praxis heute, den der Erzähler Martin Walser erhebt, dem des Theologen Gollwitzer gleicht! „Das Christentum“, so meint Walser, „hat sich aus Angst vor dem Kommunismus an eine goldene Kette gelegt. Es hat seine Aufgabe, die pseudochristliche Gemeinschaft zu einer christlichen zu machen, liquidiert, es hat sich der Aufgabe verschrieben, diese pseudochristliche Gesellschaft zu erhalten.“ Gollwitzer hat das gleiche im Sinn, wenn er von der „Konventionalisierung des Christentums“ spricht und die in diesem Ausdruck beschlossene Kritik folgendermaßen zu entfalten versucht: „Eine Kirche, die nicht unbequem wird, die das Epitheton ‚christlich‘ billig verteilt, die die anstößigen Anrufe des Neuen Testaments an das praktische Leben des einzelnen vermeidet, die in der Frage des Atomkrieges stottert und nicht nur das Volk, sondern vor allem auch sich selbst vor der Bedrängnis durch den Kommunismus durch Militärbündnisse geschützt wissen will, kann die Gleichgültigkeit nicht hinter dem Ofen hervor- und die Atheisten nicht aus dem Atheismus herauslocken.“

Vieles von dem, was Helmut Gollwitzer sehr grundsätzlich und zuweilen apodiktisch gegen die Politik der Bundesregierung, gegen die seiner Meinung nach weitgehend „gleichgeschaltete“ westdeutsche Presse und gegen die politische „Gedankenlosigkeit“ der Mehrzahl der Bundesbürger – auch für Hans Werner Richter ist das mangelnde politische Interesse „der schwächste Punkt der Bundesrepublik“ – vorzubringen hat, wird sehr ernsthaft zu bedenken sein, und gerade auch von jenen, welche dieser Kritik von ihrem Standpunkt aus nicht beipflichten können. Denn in seinem Beitrag sind alle Argumente „gegen“ gleichsam in ein System gebracht und damit „verankert“, die in den meisten anderen Antworten, sofern sie kritisch sind, nur sporadisch und wie Einfälle auftauchen. Und ist es nicht aufschlußreich, daß dieser am besten durch-

dachte und am energischsten auf die Fixierung objektiver Tatbestände zielende Artikel nicht von einem Literaten, sondern von einem Wissenschaftler, einem Theologen, stammt?

Nachdenklich legt man das Bändchen aus der Hand, erfüllt von einer tieferen Sorge und Unruhe, die zu erwecken zweifellos die Absicht des Herausgebers war.

R. H.

BITTERE RINDE DES AUGENBLICKS

Eugenio Montale: Glorie des Mittags. Ausgewählte Gedichte. *Italienisch und deutsch. Übertragung und Nachwort von Herbert Frenzel.* Piper & Co., München 1960. 176 Seiten. 13,50 DM

Die Flutwelle des Ruhmes, die die Werke eines Nobelpreisträgers bis in die entlegenste Buchhandlung spült, pflegt mancherlei Zubehör mitzuschwemmen, Bedeutendes und Unbedeutendes. Quasimodos Ehrung und vielleicht auch dem durch den Siegeszug des *Leoparden* weithin erwachten Interesse an der Dichtung Italiens haben wir es zu verdanken, wenn ein so anspruchsvoller und bislang in Deutschland fast unbekannter Dichter wie Eugenio Montale dem deutschen Leser zugänglich gemacht wird. Das ist in doppelter Hinsicht erfreulich: allzulange hat Italien als kulturelle Provinz gegolten, ist seine Dichtung von der geräuschvolleren Betriebsamkeit anderer Literaturen übertönt worden; langsam und mit großer Verspätung werden uns nun die Dokumente vorgelegt, die uns eine gerechtere Würdigung des italienischen Beitrags zur europäischen Literatur des 20. Jahrhunderts erlauben.

Zudem ist Montale einer der ernsthaftesten und ein vielbewundener Dichter Italiens. Wo der Name Quasimodo fällt und der des dritten und vielleicht Faszinierendsten, Ungaretti, da wird auch der des vierundsechzigjährigen Genuesers mit Achtung genannt. Niemand hat jene Art von Dichtung konsequenter praktiziert, die vom literaturkritischen Jargon Hermetismus genannt und anlässlich der Ehrung Quasimodos allenthalben weitläufig beschrieben worden ist. Montales Verse sind übertoll von gedräng-

ten Zügen sich behindernder Bilder, von labyrinthisch verschlungenen Assoziationen und alogischen Vorstellungsketten. „Den magischen Glanz des Rätselhaften und Geheimnisvollen“ darin zu erkennen und zu genießen, suggeriert der Herausgeber dem Leser; doch wird sich in die Bewunderung des Lesers, ist er nur unbefangen genug, sich dergleichen zuzugeben, Befremdung, ja dumpfe Ratlosigkeit mischen.

Dies ist Montales Rezept, wenn wir es auf eine vereinfachende Formel bringen dürfen: er greift ein gegenständliches Thema auf, eine einfache menschliche Situation, öfter noch ein Naturbild, am liebsten aus seiner Heimat: Zustände des Meeres, Bilder von der ligurischen Küste. Sehr bald werden die spärlichen Impressionen aber überdeckt von einem dichten Gewebe aus Worten, die den Gegenstand eigentümlich entfremden und verzerren; mit Vorliebe verwendet er dabei Vokabeln aus dem Sinnbezirk des Harten und Trockensten, der Steine und Metalle, der Erstarrung und des Todes. Oft verliert sich solche Meditation in Bildern in rätselhaftes Gemurmel, aus dem sich dann plötzlich leuchtend klar ein suggestives Bild, eine Allegorie, auch wohl eine Sentenz heraushebt, die durch die dunkle Folie Glanz und – vielleicht unverdiente – Bedeutung gewinnen. Der Gegenstand aber bleibt leblos zurück, von der Dichtung ausgesogen wie von einer Spinne. Nicht zufällig heißt eine Gedichtsammlung *Occasioni*, (*Gelegenheiten*): die Welt dient der Dichtung als Vorwand.

Voraussetzung solch rücksichtslosen Sichbemächtigens ist der Zerfall der herkömmlichen, geordneten Welt, wie ihn Montale – nicht als erster unter den Dichtern seiner Generation – mit ungewohnter Klarheit beschreibt:

Forse un mattino andando in un'aria di vetro,
arida, rivolgendomi, vedrò compirsi un
miracolo:

il nulla alle mie spalle, il vuoto dietro
di me, con un terrore di ubriaco.

Poi come s'uno schermo, s'accamperanno di
gitto
alberi case colli per l'inganno consueto.
Ma sarà troppo tardi; ed io me n'andrò zitto
tra gli uomini che non si voltano, col mio
segreto.

Eines Morgens vielleicht, schreitend in einer
Luft,
gläsern und dürr, wend ich mich um und
sehe
sich das Wunder vollzieh'n, das Nichts mir
zur Seite,
Leere im Rücken, mit der Angst des Be-
trunkenen.

Dann wie auf einem Bildschirm lagern sich
plötzlich
Bäume, Häuser und Hügel, wie es gewohnter
Trug.
Doch dann ist es zu spät; und schweigsam
geh ich
unter den Menschen, die geradeaus schauen,
mit meinem Geheimnis.

Aus den Trümmern der gewohnten Welt,
aus den dissoziierten Häusern und Hügeln,
verfertigt Montale seine künstliche Welt,
sein *enfer artificiel*, Rausch und Angst als
wohl dosiertes Gewürz verwendend. „Una
bracciata di amara tuo scorza, istante“, ein
Arm voll von der bitteren Rinde des Augen-
blicks, und die melancholische Erkenntnis
von der Vergänglichkeit des Lebens genügt
ihm, die dichten Variationen seiner Lyrik
daraus abzuleiten.

Die Gebilde, die so entstehen, statische Ge-
dichte von oft bewundernswerter innerer
Geschlossenheit, erinnern an mehr als einer
Stelle an Gottfried Benn; doch ermangeln
sie des singenden, allzuverführerischen
Wohllauts des späten Benn. Dennoch ist

Montale alles andere als ein Einzelgänger;
stärker noch als die Verwandtschaft mit
Dichtern des Jahrhunderts, zumal mit Valéry
– der ihn freilich an intellektueller Präzision
weit überragt –, ist die Bindung an die Tra-
dition, zumal an Leopardi. Mag er immer
den berückenden Schmelz und die patheti-
schen Aufschwünge verschmähen: seine
Melancholie ist die Leopardis, seine Sprache
die Dantes, und eines der schönsten seiner
Gedichte ist eine Ekloge.

Einem so italienischen Autor wird nur seine
eigene Sprache gerecht; Frenzels Über-
tragung ist eine tüchtige Leistung, der man
einzelne Nachlässigkeiten, einzelne Fehl-
griffe bei der Suche nach dem *mot propre*
(„Planung“, „so etwa“, „Wellengebraus“)
nachsehen darf. Und doch ist eine gewisse
Schwerfälligkeit und Holprigkeit der deut-
schen Fassungen unverkennbar, ver-
schwimmt die nüchterne Eindeutigkeit des
Italienischen, die den rapiden Wechsel dis-
parater Vorstellungen erlaubt, in den reiche-
ren Abtönungen des deutschen Wort-
schatzes.

Nur die italienische Fassung enthüllt Ge-
nauigkeit, herben Wohlklang und Rang die-
ser Gedichte. Nur sie auch läßt die Grenzen
ihres Ranges erkennen. Sie macht die Kälte
von Montales Kunst deutlich. Montale fehlt
das Vulkanische Ungarettis, die Leiden-
schaft, die zu Quasimodos „Wendung“ ge-
führt hat. In den späten Gedichten Montales
deutet sich zwar eine Tröstung an, eine Hin-
wendung zum Du und zu Gott. Doch damit
wird die Melancholie seiner Attitüde frag-
würdig, ohne daß heitere Zuversicht an ihre
Stelle träte – während gleichzeitig die Kunst-
fertigkeit des Dichters aufs höchste ge-
steigert erscheint. Das aber legt den Ver-
dacht nahe – und nicht mehr als einen vagen
Verdacht dürfen wir zu äußern wagen –, daß
ein strengster Richter, etwa die Zeit, urteilen
werde: der Dichter sei, ungeachtet seiner
echten Würde und unbestreitbaren artisti-
schen Qualitäten, entweder bodenlos oder
akademisch. Und das eine Urteil könnte das
andere nur bestätigen.

Köln

Herbert Singer

Alfred Andersch: Die Rote. Roman. Walter-Verlag, Olten und Freiburg im Breisgau 1960. 294 Seiten. 14.80 DM

Venedig im Winter – den Schauplatz hatte schon Hemingway für einen seiner unbedeutenderen Romane gewählt, und er ist gewiß nicht ohne Reize. Noch prickelnder ist die Situation, in der sich die rothaarige Heldin des Buches befindet: Sie ist ihrem Mann inmitten eines Gespräches an einem Tischchen des Mailänder Cafés Biffi davongelaufen und, wie sie ging und stand, in den Rapido nach der Lagunenstadt gestiegen, weil es zufällig der erste Zug war, der den Bahnhof verließ. Ein jäher existenzieller Umbruch – wer hätte nicht schon einmal mit solchem Gedanken getändelt? So verursacht es denn durchaus Behagen, sich mit der schönen jungen Deutschen zu identifizieren, mit ihr ein billiges Hotelzimmer zu suchen, dem Portier etwas über einen Koffer an der Bahn vorzuschwindeln, Kassensturz zu machen und ein Not-Budget zu entwerfen. Über die Beweggründe der Dame werden wir nicht so erschöpfend unterrichtet wie über ihre Bargeldbestände. Wohl erfahren wir, daß sie nicht den angetrauten Herbert liebt, einen überaus gebildet daherredenden Exportkaufmann, sondern schon immer dessen Chef Joachim, ein Wirtschaftswundervollblut mit Machtkomplexen. Joachim hatte sich zur Ehe nicht bereit gefunden, und so war mit dem Einverständnis aller Beteiligten dieses Dreiecks-Arrangement gefunden worden, das in seiner Schmutteligkeit eigentlich nicht einer gewaltsamen Beendigung zutrieb. Schmutteligkeiten pflegen sich ungestört fortzusetzen. Der Autor begründet den Aufbruch seiner Heroine in höhere ethische Gefilde mit einer versehentlich unverhütet gebliebenen Empfängnis, verursacht durch den platzhaltenden Ehe-mann und von diesem als „kleiner Betriebs-unfall“ bagatellisiert. Die medizinische For-schung wird für so durchgreifende Um-

schichtungen der Persönlichkeit knapp acht- undvierzig Stunden nach dem Ereignis ver-mutlich kaum Verständnis aufbringen; die Psychologie wiederum ist eine so dürftige Wissenschaft, daß sie vor den Romanschrift-stellern allemal die Waffen strecken muß. Doch einerlei ob die rote Franziska aus Dortmund den Befehl: „Du mußt dein Leben ändern!“ nun aus der Bauchhöhle oder aus dem Kopf empfängt, sie führt ihn aus, ebenso zäh wie dilettantisch, und die Geschichte ihrer Fehlstarts, Verwirrungen und Abenteuer füllt das Buch, wobei all-mählich auch, unsere Erwartungen erfüllend, die Gestalten einiger zunächst selbständiger Nebenhandlungen ins Spiel kommen.

Es gehört zu einem solchen brutalen Schnitt, daß man die eigenen Kenntnisse und Fähig-keiten unter den Scheffel stellt und sich möglichst billig auf der Börse des Lebens gehandelt wissen will. So überrascht es denn nicht, daß die Ex-Chefsekretärin und Dolmetscherin als Fabrikarbeiterin und Be-wohnerin eines kärglichen Zimmers in einer Proletariergegend ihren Frieden findet, wo es der junge Erdenbürger, wenn er wirklich eintrifft, ziemlich eng haben wird. Ein Rest von Besorgnis bleibt, ob die Heldin, die auf Seite 16 die Toilette des ultra-schicken Schnellzugs Mailand-Venedig nur mit Über-windung benutzte, mit den sanitären Ein-richtungen des Mehrfamilienhauses in Mestre auf Seite 288 zurechtkommen wird.

Alfred Andersch hat seine meisterhaft und mit allen stilistischen Errungenschaften der Neuzeit – *monologue intérieur*, zeitliche Ver-schränkungen, wechselnde Berichterstand-punkte – erzählte Geschichte mit einer er-staunlichen Zahl von Menschen und Dingen angefüllt, die sich dem Leser zum Schnurren behaglich erschließen. In den Nischen der Handlung funkelt Bildungsgut in bequemer Augenhöhe. Man fühlt sich an Aldous Huxley erinnert, der es freilich noch besser verstand, Monteverdis Musik und Palladios Architekturtheorien unmerklich-merklich in die Gespräche einfließen zu lassen. Eine andere Ähnlichkeit mit gern erinnerten Tauchnitz- und Albatross-Bändchen liegt

darin, daß sich das Geschehen auf italienischem Boden überwiegend unter Ausländern abspielt – ein altes Privileg des angelsächsischen Unterhaltungsromans. Es wäre ja nicht unbillig, wenn der Strom der bundesrepublikanischen Italienreisenden nun eine ähnliche Literatur bei uns hervorriefe, eine Literatur für den verfeinerten Mittelstand, der zu wissen meint, wo die unbekanntesten Michelangelos, die schönsten Murano-Gläser und der kräftigste Espresso aufzutreiben sind. Dieser Kaste hat Andersch in seinem Buch gefallen wollen; er will überhaupt gefallen (am liebsten wohl einem Filmproduzenten) und hat sich, was dieses Buch angeht, bei aller Kunstentfaltung aus den allerobersten literarischen Ordnungen selbst ausgeschlossen. Das Schablonenmäßige seiner Figuren ist nicht so sehr auf Mangel an Phantasie als auf das Bedürfnis zurückzuführen, seine Leser mit dem zu tränken, wonach sie durstig sind. Am deutlichsten glaubt man das an den Gestalten zu spüren, mit deren Hilfe – einigermaßen gewaltsam – das private Schicksal Franziskas in den Strudel des Zeitgeschehens hineingeschoben wird. Ihr Retter Fabio, Orchestermittglied des Teatro Fenice und ehemaliger Partisanenhäuptling, mag noch hingehen; schlimmer ist der homosexuelle Brite Patrick, fallschirmspringender Agent des letzten Krieges, den ein teuflischer Gestapo-Mann zerbrochen und „umgedreht“ hat. Und nun gar dieser Gestapo-Mann Kramer selbst, der sich trotz aller begangenen Abscheulichkeiten nicht nur uneingeschränkter Freiheit, sondern auch der vorzüglichsten Verbindungen zu seinen alten Kollegen von der Prefettura erfreut. (Wenn ich der Polizeipräsident von Venedig wäre, ich schriebe Herrn Andersch einen bitterbösen Brief!) Diese beiden Musterstücke aus der unbewältigten Vergangenheit, offenbar herbeibemüht, um dem Buch zu allem andern Guten und Teuren auch die politischen Gegenwartsbezüge mitzuliefern, sind nur dazu angetan, es um so energischer auf seinen Platz im Regal des gehobenen Zeitvertreibe zu verweisen.

Berlin

Hellmut Jaesrich

Hermann Stahl: Tage der Schlehen. Roman. Nymphenburger Verlagsbandlung, München 1960. 268 Seiten. 14.80 DM

Man kann einen deutschen Zeitroman auch neben der Zeit her schreiben. Man braucht nicht mitten in die Großstadt hineinzuspringen, sondern kann sich gerade die fast stehengebliebene Kleinstadt zum Ziel nehmen. Daß sie nicht nur aus Einheimischen besteht, daß dort vielmehr Menschen der verschiedensten Herkunft in der Völkerwanderung deutscher Stämme nach dem Krieg gestrandet sind, das macht einen Aspekt unserer Gegenwart aus. In der Aufblätterung der unbewältigten Vergangenheit wird sich zeigen, wie oberflächlich diese Hinterwäldler-Stille ist: am Seeufer, in den alten, schlechtgepflasterten Gassen, im Wirtshaus „Krone“ und an der Kinokasse, bis hin zum kleinen Bahnhof, der das Nest mit der nahen Universitätsstadt verbindet. Die behäbig ausdruckslosen Masken fallen schnell, wenn man solchen Menschen, die sich aneinander gewöhnt haben, nur ein wenig auf den Leib rückt, ihre Gedankengänge verfolgt und vergleicht. Man wird finden, daß sie alle von verschiedenen Ausgangspunkten her auf einen einzigen Punkt zulaufen.

So tastet sich also Hermann Stahl in seinem neuen Roman von der Peripherie her an das gemeinsame Zentrum: verborgene Schuld heran. Er läßt sogar dem völligen Außenseiter, einem jungen Feriengast, der gar nichts von dem Städtchen und seinen Bewohnern weiß, das Recht auf sein ganzes, noch von Kindheitseindrücken bestimmtes Schicksal. Es wird so ausführlich nach rückwärts abgespult wie die ineinandergreifenden Selbstdarstellungen der Hauptfiguren. Und am Schluß ist es wieder der außenstehende Zuschauer, der auf diesen Ferientag im September zurückblickt und nun mit dem Ort Neblingen nicht mehr nur das Bild eines Mädchens im Schilf und den Geschmack von Schlehen verbindet, sondern

auch eine Zeitungsnotiz, die eine alte Schuld aufrollt.

Aus „Stimmen“, wie Gaiser im *Schlußball*, baut der Autor Stahl die Geschichte dieser Schuld auf. Als Kapitelüberschriften setzt er nur den Namen des jeweils mit sich selber Sprechenden. Jeder, bis auf den Außenseiter, kommt nur einmal zu Wort. Das bedeutet, daß jedem, auch einer Nebenfigur, das gleiche Gewicht zukommt. Bei dieser Darstellungsform von zusammengesetzten Lebensbildern hätte der nur 268 Seiten umfassende Roman doppelt so lang sein müssen. Beiläufiges nimmt ungebührlich viel Raum ein, am Rande wird gewaltsam hineingepackt, was für den Begriff „deutsche Vergangenheit“ zeittypisch war: etwa die Geschichte einer Mischehe. Die eigentliche Fabel vom ungesühnten Mord im Wald, von Schwarzhandel und Entnazifizierung, schuldhafter Liebe und Verkettung erfordert die offenbar unumgänglich gewordene moderne „Enthüllungstechnik“. Aber der Zwang, aus scheinbar zufälligen Beobachtungen allmählich eine zielsichere Handlung zu entwickeln, verschiebt die individuellen Konflikte. So entstehen nicht immer ganze Menschen aus den inneren Monologen. Eine sudetendeutsche Aufwartefrau dürfte sich wahrscheinlich nicht nur fast ausschließlich mit Kochrezepten befassen. Ein Tartüff von sakralem Künstler bringt sich selbst gegenüber kaum die Objektivität auf, die um der Handlung willen ihm aufgebürdet wird. Daß nur die Jugend, obzwar durch die Schuldverstrickung der Eltern aus dunklen Jahren um ihre unbelastete Kindheit gebracht, jetzt frei und rein ihre „Tage der Schlehen“ zu erleben fähig ist: dieses deutliche „Dennoch“ gibt dem Roman der vergangenen Sünden die Wendung zum Positiven. Wirklich gelungen sind dem Autor zwei durch Erfahrung und Wissen gereifte Männer: der Journalist und Kunsthändler René Schön mit seinem selbstkritischen Ästhetentum, zur Einsamkeit verurteilt durch die nie offen ausgelebte Neigung zu Knaben; der unselig liebende, aus international gesichertem Familienreichtum ausbrechende Welt-

mann Stefan Gutbrod, den das Kind der Geliebten, das nicht seinen Namen trägt, an den Ort und an die langsam absinkende Frau bindet. Diese beiden Figuren tragen das Buch; ihre Selbstbeichten haben das Gepräge der Echtheit, weil sie die Sprache sprechen, die dem Autor gemäß ist. Sie sind fähig, über die eigne Bedrängnis hinauszusehen und selbst einem gescheiterten Dasein noch Gestalt zu geben. Man erinnert sich beim Lesen dieser Kapitel an Hermann Stahls frühe Romane, die ihn noch als ungebrochenen Erzähler und Reflektierer einer ganz eigenen geistigen Welt zeigten.

Berlin

Hedwig Rohde

DUNKELHEIT IST NICHT TIEFE

Ernst Kreuder: *Agimos oder Die Weltgehilfen*. Roman. *Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt a. M.* 1959. 404 Seiten. 19.80 DM

Eine Mixtur aus Realität, Wunschtraum und Alptraum hat Ernst Kreuder vorgelegt, gemäß seiner Ansicht, der Roman solle zunächst aus dem Alltag führen, und „mitten im entgrenzenden Überschwang der Lektüre erfährt dann der Leser, daß man... ihn einem unsichtbaren Gericht ausliefert“. Hier wird mit Hilfe eines Dr. Frederick Bestand aufgenommen. Frederick bereist eine Art von Balkan, um Berichte von seltsamen Erlebnissen zu sammeln. Er bringt sie heim an den Neckar, wo er ein Schloßchen besitzt, in dem eine Gemeinschaft von Leuten lebt, die sich freiwillig zurückgezogen haben in einen philosophischen Schmollwinkel. Sie nennen sich die „Weltgehilfen“ und haben die Akademie „Agimos“ gegründet, nichts Griechisches, sondern die Kurzform von „Akademie der gilbenden und modernen Speichen“. Ein Schriftsteller namens Schreiber lenkt von dort aus die Geschichtenfänger. Die Sammelergebnisse werden am Neckar zu einer Bibliothek des Seins entwickelt und dann kostenlos zu Erhebung und Warnung unter die Leute gebracht.

Dr. Frederick und mit ihm Herr Schreiber gerät von einer Geschichte in die andere, denn die „Gegenwart ist eine Verknüpfung von Geschichten hinter Geschichten, ebenso unaufhörlich wie die Zukunft“. Entsprechend verschachtelt ist das Buch. Aber Kreuder gehört zu den glückhaften Schriftstellern: was er an Logik und Klarheit aufgibt, das wächst ihm an Gefühlswerten zu. Es ist ein trächtiges Dunkel, in dem der Leser herumtappt. Doch Dunkelheit verbürgt nicht Tiefe. Die Partisanenkämpfe, die rivalisierenden Geheimdienste, die Schießereien, die Fähnisse, die unterirdischen Labyrinth, die einsamen Zufluchten und geheimnisvollen Prüfungen bilden nicht mehr als ein metaphysisches Wildwest. Derlei gab es schon in Herzmanovsky-Orlandos *Drölerie Maskenspiel der Genien*. Bei Kreuder ist es aber ernst gemeint und durchsetzt mit zeitkritischen Attacken: „Priester, Wissenschaftler und Geschäftsmänner, Politiker und Literaten arbeiten Arm in Arm an unserer Vernichtung.“ Erbitterung, besonders gegen die Atombombe, durchzieht die verwickelte Phantasterei.

Die Äußerlichkeiten vergleicht Kreuder selber mit Abenteuern à la Karl May, die tiefere Bedeutung verweist auf Jahnns *Sekte vom Siebenstern*, auf Hofmannsthals *Andreas*, Arnims *Isabella von Ägypten* und vor allem auf Novalis, der ebenfalls alles Seiende magisch zu einen gehofft hat. Der bei dieser Absicht unausbleiblichen Negation gegenüber der Gegenwart steht leider eine abwegige Position gegenüber, nämlich jene feierliche Vereinsmeierei der „Versammlung der Selbstvertriebenen“. Männer werden „Mitglieder des aussaatfähigen Poles“ genannt, von einer Frau wird als von einer „Erscheinung des fehlenden Poles“ gesprochen, die wegen Einspruchs aus der „Ödklasse“ nur zum „Träumenden Mitglied“ der „Wasserklasse“ ernannt werden kann, was der „zeitweilige Sprecher der Sandklasse“ unterstützt. Hier wird die pädagogische Provinz zum Narrenparadies voll Pseudotiefsinns. Die Ausführung steht hinter der Intention zurück, freilich ist die

Absicht grandios. Der Roman soll – Kreuder verlangt das von jedem Roman! – „den musischen Menschen in jenen Daseinszustand . . . entführen, da er sich in der Schwelbe befindet . . . zwischen den Zeiten und ihren Wahrheiten, damit er zuweilen das Exil des Außersichseins erreicht“. Dieses Exil erreicht der Leser von *Agimos* zuzeiten gewiß. Ebenso gewiß ist es freilich, daß er dort nicht leben kann. Die Bedingtheit der Verhältnisse hat noch immer die Unbedingtheit der Dichtung ins Unrecht gesetzt.

Bremen

Hans Daiber

RÜCKKEHR ZUR ERDE

Thomas Münster: Die sardische Hirtin. Roman. Süddeutscher Verlag, München 1960. 319 Seiten. 16.80 DM

Der Weg der „Rückkehr zur Erde“, der in der erzählenden Literatur der ersten Jahrhunderthälfte so zahlreich betreten wurde, ist heute ein überwachsener Pfad geworden. Spätestens nach dem zweiten Weltkriege hat sich herausgestellt, daß die Schriftsteller auf diesem Wege die sich komplizierende Entwicklung der Zivilisation nicht aufzuhalten vermochten. In Deutschland ist zudem die Erinnerung an die Zeit geblieben, in der ganze Scharen konjunkturbeflissener Verfasser, vom Zuckerbrot der Diktatur genährt, diesen Weg austrampelten, den Wladyslaw Reymont, Knut Hamsun (*Segen der Erde*) oder Jean Giono einmal legitim gebahnt hatten. Infolgedessen liegt bei uns heute die Auffassung nahe, daß der Weg zum „Erdegebundenen“ notwendig gleichbedeutend mit literarischer Make sei oder zum mindesten mit dem „Zwang zum Gestus kunstgewerblicher Imitation“ (Adorno).

So ist es denn überraschend, ein Buch zu lesen, das diese Auffassung wenigstens teilweise zu revidieren vermag. Der 48jährige Thomas Münster vollzieht die „Rückkehr zur Erde“ in seinem ersten Roman mit einer so erstaunlichen Unbefangenheit, als ob

es nie eine „Blut-und-Boden“-Literatur gegeben hätte. Daß er das kann, liegt offensichtlich an der Faszination, die sein Stoff auf ihn ausgeübt hat: die Soziologie und Folklore eines mediterranen Inselvolkes. Weder die Literatur – von der großen Grazia Deledda abgesehen – noch der Fremdenverkehr haben das Innere Sardiniens bisher nennenswert erschlossen. Dieser Umstand kommt dem Autor zu Hilfe, wenn er seine eigene Bezauberung durch das Fremde auf den Leser überträgt und in der von präziser Kenntnis und enger persönlicher Beziehung durchdrungenen Darstellung wesentliche Wirkungen aus der Neuheit eines Sujets bezieht, das mitten in Europa zu finden man nicht mehr erwartete.

Um dieses Sujet in voller Ursprünglichkeit ausmalen zu können, hat Münster als Zeit der Handlung seines Romans die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gewählt. Er hat die Erzählung einem jungen Revolutionär in den Mund gelegt, einem Mitkämpfer in den Freischaren Giuseppe Garibaldis, der nach der Einigung Italiens von einer mißtrauischen Bürokratie in die Wüste geschickt wird: man versetzt ihn als Volksschullehrer nach Sardinien. In einem Dorf, das noch nie einen Lehrer, noch nie eine Schule hatte, wird der Freiheitskämpfer Lazaro Bertone zur Auseinandersetzung mit einer bäuerlich-feudalen Welt von antiker Urtümlichkeit gezwungen. In inneren und äußeren Kämpfen findet der ehemalige Krieger des Liberalismus auch für sich den Weg der „Rückkehr zur Erde“ und erreicht zugleich sein friedliches Ziel: er wird der erste wirkliche Schulmeister in der „Barbagia“, der rauen Landschaft an den Abhängen der sardischen Berge.

Dieser Lazaro Bertone wird beispielhaft für die Wirkung bestimmter Zivilisationseinflüsse auf archaische Gesellschaftsformen: indem diese Einflüsse manifest werden, ändern sie ungewollt ihre Qualität, und der Gewinn auch des wünschenswertesten Fortschritts ist ohne einen Verlust nicht denkbar. Die tragischen Möglichkeiten, die hier liegen, werden bei Thomas Münster allerdings nur

eben gestreift. Der Autor läßt in seinem Buch die Dinge doch alle happy enden. Auch ist manche Szene allzu treuherzig – um nicht zu sagen: herzig – erzählt, die Sprache erreicht nur selten die erstrebte Leuchtkraft, und schließlich konnte der obenerwähnte „Gestus kunstgewerblicher Imitation“ keineswegs durchweg vermieden werden. Diese Einwände wiegen jedoch nicht übermäßig schwer angesichts der kräftig hervortretenden Erzählergabe des Autors. Die unbefangene Frische, mit der sie gehandhabt wird, die männliche Simplität, die Form und Inhalt mit unverkennbarer Eigenart durchdringt – sie lassen hoffen, daß diesen Autor keine journalistische Routine hindern wird, noch mehr bemerkenswerte Bücher zu schreiben.

Berlin

Hans Kricheldorf

EINKREISUNG DES UNSAGBAREN

Erich Fried: Ein Soldat und ein Mädchen. Roman. Claassen Verlag, Hamburg 1960. 240 Seiten. 14,80 DM

Wenige Monate nach Ende des Krieges findet im Niedersächsischen ein Prozeß gegen die Aufseher eines Konzentrationslagers statt. Die Jüngste unter den Angeklagten ist das Mädchen Helga. Helga ist schön, sagt der Erzähler: aber Helga hat schwere Verbrechen begangen. Da sie sehr jung ist, könnte sie vielleicht auf ein mildes Urteil hoffen, wenn sei bereit wäre, ihr Unrecht einzusehen und Reue zu zeigen. Aber Helga bleibt starr und kalt, solange sie auf der Anklagebank sitzt. Sie rückt keinen Zentimeter von der Ideologie ab, in deren Namen sie gemordet hat. Kein Wort des Bedauerns kommt über ihre Lippen. Sie kann nur zum Tode verurteilt werden. Als sie gefragt wird, ob sie einen letzten Wunsch habe, weist sie auf einen der Soldaten in ihrer Nähe und sagt: „Ich will heute nacht mit wem schlafen. Mit diesem Ami da: mit dir!“ Damit beginnt die Geschichte und damit hört sie auf. Was in jener Nacht geschieht,

ist nicht erzählbar. Auch wenn der „Ami“, auf den das Mädchen gezeigt hat, kein deutscher Jude wäre, der seine Heimat verlassen mußte, auch wenn er sie nicht im Gerichtssaal schon tagelang angestarrt hätte, ließe sich nur schwer vorstellen, daß ihre Begegnung in der Todeszelle objektivierbar sein könnte. Erich Fried, den wir als Lyriker kennen, und dem wir sehr schöne Übertragungen von Dylan Thomas und T. S. Eliot verdanken, hat denn auch von vornherein darauf verzichtet, seine Geschichte zu „erzählen“. Er gibt einen knappen Bericht über die Ausgangssituation, die „Anekdote“ gleichsam, und dann nicht viel mehr als den Hinweis, daß das Mädchen nach der gemeinsam verbrachten Nacht hingerichtet wird und der Soldat in eine Nervenheilstation der Armee übergeführt werden muß, weil ihre Begegnung seine bisherige Lebenssicherheit zerstört hat. Alles weitere kann nur noch Andeutung sein, Umschreibung oder wie der Autor sagt, „eine Art Umzingelung, durch Zurufe und sprechende Gesten von vielen verschiedenen Seiten her“. Erich Fried versucht es mit Manuskripten des Soldaten, als deren Herausgeber der Erzähler auftritt: Gedichte, Parabeln, Erzählungen, die der Soldat vor seiner Begegnung mit dem Mädchen schrieb und in denen er versuchte, den Massenwahn, der über Deutschland gekommen war, auf symbolische Formeln zu bringen. Oder Manuskripte, die er im Hospital verfaßt, um sich von seinem Erlebnis zu befreien: Meditationen über Schuld und Sühne und die enge Nachbarschaft zwischen Haß und Liebe.

„An diesem Buch habe ich seit 1946 geschrieben“, sagt der Autor. Wir glauben ihm, daß er sich die Arbeit nicht leicht gemacht hat. Es gehören Mut und eine erstaunliche Gelassenheit dazu, die politischen Schablonen hinter sich zu lassen und selbst in den faschistischen Folterknechten noch das Opfer zu suchen, um so mehr, wenn man sich gleichzeitig noch auf das gefährliche Gebiet jüdischer Faszination angesichts blonder Unmenschlichkeit begeben muß.

Wie viele Mißverständnisse und Peinlichkeiten hier möglich gewesen wären, vermag man sich nur mit Beklemmung auszumalen. Erich Fried hat es verstanden, sie zu umgehen. Sein Buch ist ein Plädoyer für Menschlichkeit und die Bereitschaft, verstehen zu lernen, denn „das Existenzminimum an Liebe und Sympathie ist (auch in unserer heutigen Welt) noch nicht erreicht.“ Wir wollen ihm für dieses Wort dankbar sein, zumal er selbst zu denen gehört, die Deutschland 1938 verlassen mußten.

Solche Hochachtung kann freilich nicht darüber hinweghelfen, daß dieses Buch als Werk der Literatur mißlungen ist – ganz gleich, ob man es Roman, Bericht oder wie auch immer nennen will. Das Arrangement der Parabeln und Symbole, mit denen der Autor das Unsagbare einzukreisen versucht, zerfällt dem Leser unter den Händen. Man glaubt zu spüren, daß die „Manuskripte“ ursprünglich als Einzelstücke geplant waren und erst später notdürftig mit der Geschichte des Soldaten verbunden worden sind. Darüber hinaus erhebt sich die Frage, ob formale Spiele mit Klangassoziationen, die Erich Fried auch in seinen Gedichten liebt, diesem Thema noch angemessen sind. Es gibt eine Gefahr für den modernen Erzähler, der sich von der kruden Brutalität des Faktischen distanzieren möchte und deshalb zu ungewöhnlichen Tricks der Verfremdung greift, die am Ende noch größer ist als alle Verführung, die im Nur-Stofflichen liegen kann. Zwar gelingt es Fried, seinem Bericht das peinliche Odium zu nehmen, das er haben mußte, wenn er versucht hätte, die Begegnung zwischen der KZ-Wärterin und dem jüdischen Soldaten naturalistisch zu schildern, aber er bezahlt die Distanzierung mit einem Übermaß an Abstraktion. Er wird zu Allegorien verführt, die so „allgemeingültig“ geworden sind, daß sie keinen konkreten Tatbestand mehr treffen. Das ist in diesem Falle besonders bedauerlich, weil die Literarisierung der Form schließlich auch ihren Inhalt um seine unmittelbare Überzeugungskraft bringen könnte.

Wahrscheinlich war diese Geschichte nicht erzählbar – es sei denn, ein Heinrich von Kleist hätte sie schreiben können.

Baden-Baden Wilfried Berghahn

VERSUCH EINER ENTWIRRUNG

Werner Kraft: *Der Wirrwarr*. Roman.
S. Fischer Verlag, Frankfurt/Main 1960. 196
Seiten. 12.80 DM

Das Geschehen des Romans ist vor den Ausbruch des zweiten Weltkrieges gelegt; um diese Zeit auch schrieb der Lyriker und Essayist Werner Kraft den *Wirrwarr*, der nun, als sein bislang einziger Roman, erschienen ist. Die Spanne zwischen Niederschrift und Publikation, erklärbar wohl durch Krafts Emigration, löst jedoch keineswegs sein zeitliches Engagement: aktuelle „Zeit“ wird hier zur exemplarischen Situation von Figuren, deren Schicksal das Scheitern bereits impliziert. Der Eintritt der geschichtlichen Katastrophe ratifiziert lediglich das Lagegefühl, das Georg Delta, eine der Hauptfiguren, ausspricht: „Die Lage ist verwickelt. Die Vergangenheit ist entschlafen, die Zukunft zerschlagen, auf der Brücke zwischen zwei geborstenen Pfeilern lebe ich schlecht und recht, jeden Tag kann der Feind alles zerstören, oder es bricht von selbst zusammen, was können Botschaften anderes bedeuten, als daß der Prozeß der Zerstörung beschleunigt wird, wir sind ein Geschlecht, das verdammt ist, das Falsche zu tun, dieses aber mit letzter Energie.“ Dabei bewegen sich Georgs Mitspieler durchaus auf den Spuren der Hoffnung, oder sie lassen Hoffnung als „Erbe“ zurück. Deren Erfüllung stellen aber nicht nur Georgs Versäumnisse in Frage; die Wege der Figuren kreuzen sich, ohne daß die erlösenden Worte gesagt und die „Botschaften“ vermittelt werden. Und um Botschaft, um die Mitteilung von Erfahrung und der Hoffnung, daß „das letzte Wort selbst über diese Welt nicht gesprochen“ sei, geht es in diesem Roman.

„Alles war rätselhaft.“ Die Umstände, unter denen sich Fidelius Georg Delta nähert, scheinen mysteriös. Fidelius, vielleicht die geheime Zentralfigur des Geschehens, kommt als Gesandter von Eduard Delta, dem totgeglaubten Bruder Georgs. Aber Georg, verstrickt in die Verwirrungen seines inneren und äußeren Lebens, versperrt sich Fidelius, der seinerseits Georg nur umkreist, statt ihn geradenwegs anzugehen. „Warum diese Umwege?“ – „Weil es leider in dieser Welt keine Wege, sondern nur Umwege gibt, die um das Ziel herumführen. Das Ziel ist leidend geworden, es muß wieder handelnd werden.“ Georg jedoch bleibt passiv, oder er handelt verkehrt. Dieses individuelle Versagen schlägt auf Fidelius zurück, der Selbstmord begeht. Eine Konsequenz, die eindeutig unter moralischem Aspekt steht: das Versagen des einen bedeutet den Tod des anderen. Und darüber hinaus: die Introversion, die negiert, was ihr aufhelfen möchte, läßt auch das Unheil zu, das es – wenngleich vergeblich – abzuwenden gilt. Die Schuld indes, die daraus erwächst, will sich nicht wahrhaben: „Fidelius hatte mich von aller Schuld entlastet“, sagt sich Georg später, „ich fühle mich weder schlecht noch gut.“ Es ist die gleiche Indifferenz, die Angela – neben Fidelius der andere der beiden Pole, zwischen denen Georg verharrt – fordern läßt: „Der Mann, den ich liebe, muß sich für die Revolution entscheiden.“ Für welche Revolution, bleibt ungesagt; jedenfalls ist es das Befreiende einer „Aktion“, die Angela gerade von jenen erhofft, die der Aktion fernbleiben. Der Mangel an Entschiedenheit, an dem im Grunde alle Figuren leiden, macht schließlich den Konfusionen Platz und zieht das Unheil nach. Werner Kraft hat offensichtlich keine Distanz zu den beschriebenen Verwirrungen, vielmehr scheinen es die eigenen erlittenen, die er auf Romanebene zu klären versucht. Eine gleichsam therapeutische Schreibweise also, die Kraft als Mittel wider das eigene Leiden an der Zeit verwendet. Es fragt sich jedoch, ob es im Hinblick auf die Konstruktion eines Romangeschehens als er-

zählerisches Mittel taugt. Das „Notizbuch“ zum Beispiel, das als Romankapitel breitesten Raum beansprucht, steht als Sammlung aphoristischer Notizen kaum noch im Zusammenhang mit dem übrigen Geschehen; dessen Gebrochenheit löst es nun völlig auf, indem es Reflexion und Aktion durcheinanderbringt. Zwar versucht es, die mysteriös scheinenden Vorgänge im ersten Kapitel als geplante Arrangements zu erklären, doch enthält es vorwiegend Fidelius' private Anmerkungen und Grübeleien, die keine erzählerische Funktion haben. Als struktureller Romanteil dient das „Notizbuch“ ebenso schlecht wie der ähnlich zu lesende „Brief“ oder die vorstehenden Kapitel: im Kontext drei erzählerische Ebenen, auf denen Georg, Eduard und Fidelius die Rolle des jeweiligen „Erzählers“ übernehmen. Die entsprechend wechselnde Perspektive stellt das Geschehen und die Beziehungen zwischen den Figuren jedoch weniger unter einen anderen, klärenden Aspekt, vielmehr vermehrt sie das Geschehen um weitere Verwirrungen. Mögen diese von Kraft auch intendiert sein, fügen sie sich doch nicht zu einer komponierten Ordnung. Schließlich hat der Roman kaum konstruktive Qualitäten: „Mir kamen Verse“, heißt es einmal, „sie vermittelten mir eine Hoffnung, die ich dennoch nicht verstand.“ Ein Geständnis, das auf Krafts Schreibweise verweist. In ihrer Passivität läßt sie zu, daß der Witzwarr, den Kraft aus dem Weg räumen möchte, hinter seinem Rücken sich wieder einstellt: womit das Lesen des Romans eine spekulative Arbeit bedeutet. Mitunter gleicht das erzählerische Verhalten Krafts einem Tappen im Dunkeln, in dem eine Taschenlampe immer nur dem nächsten Schritt vorleuchtet. Die Umgebung bleibt vage, vieldeutig, und die Figuren lösen sich in Schemen auf. Diese, die Figuren, leiden schließlich unter der Last der Ideen, die sie tragen und unter denen sie nahezu verschwinden. Damit beschäftigt, über die Bedeutung des Auferlegten zu grübeln, sind sie gleichzeitig gezwungen, es stolpernd zu transportieren.

Der Verlag zitiert Walter Benjamin: „Die Schilderung des Verwirrten ist nicht dasselbe wie eine verwirrte Schilderung.“ Auf dieses Zitat wäre besser verzichtet worden, solange man sich fragen muß, ob der Roman nicht in dem Maße er das erste sein möchte, das letzte ist.

Köln

Jürgen Becker

BÜRGERLICHE JUGEND

Simone de Beauvoir: *Memoiren einer Tochter aus gutem Hause. Aus dem Französischen von Eva Reichel-Mertens. Rowohlt Verlag, Hamburg 1960. 352 Seiten. 18,50 DM*

Daß man sehr wenig von Simone de Beauvoir weiß, wenn man nur weiß, daß sie die Lebensgefährtin Sartres ist, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Daß sie die weitbekannte, mit dem Goncourtpreis gekrönte Autorin des Romans *Die Mandarins von Paris* (und anderer meist sehr offenerherziger Romane), sowie der geradezu krassen Untersuchung *Das andere Geschlecht* und einiger erfolgreicher Bühnenstücke ist – das allerdings könnte man aus der Lektüre dieser Jugenderinnerungen nicht geradezu zwingend schließen. Weil es aber der Fall ist, erscheint die Lektüre doppelt lohnend: als Prüfstein für die außerordentliche Ehrlichkeit der Verfasserin nämlich, der es sicherlich leicht gefallen wäre, diese Erinnerungen romanhafter, spannender und effektvoller abzufassen, wenn sie solchen Versuchungen nur ein bißchen nachgegeben hätte.

Diese Ehrlichkeit hat sich allerdings insofern gelohnt, als wir in diesen Memoiren die fast oder sogar ganz dokumentarisch genaue Schilderung der geradezu kategorisch bürgerlichen Jugend einer kategorisch unbürgerlichen französischen Schriftstellerin haben. Die auch heute noch recht einseitige Vorstellung, die man bei uns meist von Frankreich hat, bringt es mit sich, daß wir vom eigentlich bürgerlichen Leben in Frankreich und besonders in Paris recht

wenig wissen – und doch ist dieses gutbürgerliche Frankreich eine große und wichtige Realität, auch heute noch. Wie man in einer solchen bürgerlichen Familie in Paris lebt, oder jedenfalls bis zum zweiten Weltkrieg lebte, schildert Simone de Beauvoir mit einer so lückenlosen Genauigkeit, einer solchen Präzision der Beobachtung und Selbstanalyse, als gelte es einer Epoche Rechenschaft abzulegen. Die geräumige Etagenwohnung am Montparnasse gegenüber dem Café du Dôme, der amüsante, wenig ehrgeizige und etwas freidenkerische Papa, die fromme und moralisch ungemein streng denkende Mama, die jüngere Schwester, die Eltern und Großeltern, die alljährliche Sommerreise aufs Land, die Klosterschule – man möchte dies alles in seiner scheinbaren Ereignislosigkeit geradezu hausbacken und erdrückend ausführlich nennen, versteht es die Autorin nicht so vortrefflich, das Ereignishaft in dieser Ereignislosigkeit als die Entwicklung und langsame Reifung eines jungen Mädchens zu schildern, das sich in einem so behüteten Dasein förmlich etwas anstrengen muß, ihre Zeit und ihre Generation zu entdecken. In einem Alter, da sie sich bereits aufs Lehramtsexamen vorbereitete, bedarf es langer Bitten, um etwa einmal allein ins Theater zu gehen oder bis Mitternacht fortzubleiben!

Eine Jugend im Paris der späten Zwanzigerjahre, eine brausende und geistig ungemein bewegte Zeit voller künstlerischer und literarischer Höhepunkte – es ist jedenfalls sehr ungewohnt, diese Epoche aus dem Blickwinkel der Autorin zu sehen, aber auch recht aufschlußreich. Denn hier wird nichts unterstrichen oder für sich hervorgehoben, sondern erscheint nur als mehr oder minder wichtige Wegstation einer persönlichen Entwicklung, einer Selbstentdeckung, wenn man will, die dann freilich unvermeidlich zur inneren Loslösung von der Familie, von der bürgerlichen Tradition überhaupt führt und hin zu einem Kreis junger Philosophiestudenten an der Sorbonne. Etwa auf Seite 300 erscheint zum erstenmal ein gewisser Sartre und zwanzig Seiten später

wird ein Café de Flore besucht. Simone de Beauvoir entscheidet sich schließlich für den Klügsten unter all ihren Kameraden und gesteht, daß Sartre „genau dem entsprach, was ich mir mit fünfzehn Jahren gewünscht und verheißen hatte: er war der Doppelgänger, in dem ich in einer Art von Verklärung alles wiederfand, wovon ich selber besessen war“. Der scharfe Verstand Madame Sartres sah also keinen Anlaß, Simone de Beauvoir zu desavouieren.

Berlin

Walter Lennig

„SCHWIERIGES“ ÖSTERREICH

Hans Weigel: Flucht vor der Größe. Beiträge zur Erkenntnis und Selbsterkenntnis Österreichs. *Wollzeilen Verlag Wien 1960. 296 Seiten. 16,80 DM*

In diesem neuen Bande Weigels sind sechs Essays über österreichische Dichter und Komponisten (Schubert, Raimund, Nestroy, Grillparzer, Stifter, Strauß) unter einem gemeinsamen Titel vereinigt, der die Idee vom „schwierigen“ Österreicher herausstellt. Um Weigel bildet sich, wenn er schreibt, sehr leicht Freundschaft und Feindschaft. Dennoch ist er nicht der Typ des „bösen“ Kritikers, der nur gehaßt, gefürchtet und vielleicht indirekt auch etwas geachtet wird. Dazu ist seine Struktur zu weich, seine Intelligenz nicht genügend methodisch gehärtet. Wenn ihn die Konservativen mitunter auch nicht leiden mögen, so beruht dies daher auf einem Mißverständnis. In Weigel steckt gerade so viel Strenge, Sarkasmus, Entlarvungslust und Vorurteilsfreiheit, wie unerläßlich ist, um alles wirklich Große vor Verwechslung und Bewuchs mit erstickenden Konventionen rein zu erhalten. Seine kritische Arbeit dient selten nur der eignen Glorie, so originell er auch in Urteil wie Verdikt sein kann.

Das Verhältnis fünf zu eins bei den Stücken dieses Bandes – fünf Lobpreisungen, eine Enthronung – gilt ungefähr auch für die Vorzeichen seiner kritischen Arbeit ins-

gesamt. Daß Grillparzer, nach gemeinem Urteil Österreichs größter Dichter, der eine ist, bei dem Weigel scharf gegen den Strom schwimmt und mit bedenkenswürdigen Argumenten für ein Niedrigerhängen plädiert, mag manchem Leser den Spaß an dem Band verderben.

Sonst ist der Band aber in allen andern Essays ein einziger Ausdruck des liebenden, bejahenden, ins bessere Licht rückenden, sich ein- und aussetzenden Kritikers Weigel. Kritische Arbeit hat immer zwei Aspekte. Sie stimmt nie einfach ins gängige Urteil ein. Auch wo sie gemeinsam mit diesem bejaht, erarbeitet und formuliert sie ein dichterisches, strengeres, reineres Ja. Eben das leistet Weigel wie wenige andere heute. Eben darin liegt die Frische, die Vitalität, die Faszination seines Schreibens, wie es zugleich auf die verborgene Güte und Wärme des hinter der stachligen Fassade steckenden Mannes deutet.

Wie die Essays dieses Bandes im einzelnen gearbeitet sind, nach welcher Methode Weigel seine mitunter erstaunlichen Einsichten gewinnt, ja ob überhaupt eine im Spiel ist, läßt sich nicht leicht herausbringen. „Wissenschaft“ weist er grundsätzlich für seine Arbeit ab. Andererseits reichen seine Kenntnisse auch in der Sekundärliteratur ziemlich weit. Die Essays dürften kaum nur aus Tageskritiken entwickelt sein, so sehr sie die Vorzüge des guten Journalismus an sich tragen. Es bleibt das Geheimnis des Schriftstellers Weigel selbst, wie es ihm gelingt, mit diesem Selfmade-Rüstzeug und einem zuverlässig arbeitenden Gedächtnis die meisterhaften Raimund- und Nestroy-Essays oder Schwarzweißskizzen wie den gewinnenden Schubert-Aufsatz, das weit ausschwingende Genre- und Milieustück über die beiden Johann Strauß zustande zu bringen. Der Fachmann mag wenig Neues aus diesen Studien erfahren, obwohl immer wieder neuartige Belichtungen, frische Urteilsakte und Konfrontationen manipuliert werden. Für die allgemeine Information und die kritische Urteilsbildung tun sie aber mehr als ganze Bände von Wissenschaft. Wie tröstlich bis

zur gegenwärtigen Lage hin kann ein einziger, die Summe ziehender Satz aus dem Schubert-Essay sein: „Beethovens Weg führte die Musik aus dem Paradies zur Erkenntnis des Guten und Bösen . . . Schubert gewann der Musik das verlorene Paradies zurück – nicht für die Dauer zwar, doch sein unschätzbare Beispiel steht für die ewige Möglichkeit, die Musik immer wieder ins Paradies zurückzuführen.“ Wie beherzigenswert, wenn hinsichtlich Adalbert Stifters Sprache in einer feinen Stegreifanalyse nachgewiesen wird, warum „ein Fehler Stifters mehr wert ist als eine ganze Bibliothek bestrenommierter deutscher Prosa“.

Weigel hat sein Buch darum „Flucht vor der Größe“ genannt, weil er in allen diesen Figuren eine solche gemeinsam-österreichische Eigenschaft zu entdecken glaubt. Er will sie nicht denunzieren, sondern in ihr nur die Besonderheit des österreichischen Genius, das Indirekte, das Zögernd-Umwegige, die Widersprüche von Absichten und Handlungen besser erkenntlich machen. Vielleicht ist auch dies heute schon nicht mehr neu, aber es ist uns noch nicht auf eine so eindringliche, reichbelegte, scharf herauspräparierte Weise vor Augen gestellt worden. Das Buch bringt vielfachen Erkenntnisgewinn und ist zugleich eine höchst genüßreiche Lektüre.

Berlin

Joachim Günther

KUNST ALS HUMANE WOHNUNG

Werner Weber: *Zeit ohne Zeit. Aufsätze zur Literatur. Manesse Verlag, Zürich 1960. 237 Seiten. 15.– DM*

Eines Tages kommt für denjenigen, der die Literatur der Zeit mit Randglossen, sprich Rezensionen und Kritiken, begleitet, wenn er das fünf oder zehn Jahre oder noch länger getan hat, der Augenblick, wo er das Geschriebene überblickt und sich fragt, ob es nicht aus der Zeitung oder Zeitschrift, in der es zuerst erschien, ins Buch übergeführt werden könne. Ganz wird sich bei solcher Um-

pflanzung der gelegentliche, aktuelle und redaktionelle Anlaß der einzelnen Stücke nicht mehr tilgen lassen – warum auch, diese Dinge haben ihr Leben vom unmittelbaren, augenblicklichen Zugriff. Wenn sie darüber hinaus noch etwas mehr haben, das kostbare Gewürz des „Über die Zeit hinaus“, so werden sie auch im Buch bestimmt gute Figur machen.

Von Werner Webers, des Schweizer Journalisten und Kritikers, figuren- und farbenreicher Aufsatzsammlung gilt letzteres zweifellos. Die „Mischung“, die da, auf Grund der erwähnten Durchsicht, zustande kam, ist eine solche aus konservativen und wenn nicht „avantgardistischen“ so doch „modernen“ Elementen. Eine, wie dem Leser mehr und mehr aufgeht, nicht ganz geglückte Mischung. Weber hat auf der diesjährigen Frankfurter Messe sich offenbar bewußt von der konservativen Seite gegeben und demgemäß heftige, ironische, gallige Sentenzen über den landläufigen Modernismus von sich gegeben. Daß er nun doch auch mit den jungen Abenteurern der deutschen Sprache, sei es Enzensberger oder Eich, seien es ein paar schweizerische Poeten, eine Strecke weit zu gehen vermag, machen die Aufsätze deutlich. Ebenso aber eine Art von Besorgnis, ich will es mit seinen Worten ausdrücken – es könne dies alles „auf den Terror der Schablone hingehen“. Dann wieder, in einem Aufsatz *Vom deutschen Gedicht* wird den Versuchen dieser Zeit eine noble Chance gegeben; ebenso in *Aussichten* die junge Kunst in ihrem Widerstand gegen die allgemeine „Ermüdungslage“ gerechtfertigt. Summa summarum: „Vom Vorurteil im Umgang mit den Künsten abzukommen ist eine Frage der Lebendigkeit.“ Und doch überwiegt in dem Buch der Anteil des Geschichtlichen durchaus. Ja, als wollte er die thematisch und kritisch etwas heterogene Folge der Betrachtungen durch eine schlechthin verlässliche Klammer verfestigen, stellt er an den Anfang fünf Seiten über Johann Peter Hebel, ans Ende acht Seiten über Goethes „Hermann und Dorothea“ – beide Stücke auch typographisch gegen das übrige

abgehoben. Hebels Gedicht „Vergänglichkeit“ hat apokalyptischen Charakter, Goethes Gesang rührt ebenfalls an die Aufhebung aller Dinge, dadurch sind beide Dichtungen allerdings von unmittelbarem Bezug auf unsre Lage. Der Autor hätte gut getan, das Entstehungsjahr der einzelnen Beiträge anzugeben, dann würde sich mancher Widerspruch – auch der eben angedeutete zentrale – einfach aus der zeitlichen Verschiedenheit der Stellungnahme erklären. Wer sich dem Tag und seinen Ansprüchen stellt, wird es schwer haben, „sich immer gleichzubleiben“. Im Buch fällt diese – an sich keineswegs tadelnswerte – Ungleichheit natürlich stärker auf. *Zeit ohne Zeit* lautet der Titel der Sammlung. Er ist einem Kirchenlied entnommen, Paul Rists „O Ewigkeit, du Donnerwort“, und stimmt gut zur Grundthese und Grundsubstanz des Buches.

Was den Vortrag betrifft, so wechselt auch da Ruhe mit Unruhe, Nüchternheit mit Brillanz, Künstlichkeit mit Gewachsenheit. Und, wenn es um das Heimatlich-Schweizerische geht: Opposition mit Ovation. Insofern bietet das Buch, mit Aufsätzen über Max Frisch, Max Rychner und ältere Schweizer Dichter auch eine kleine „Summa Helvetica“. Außer einem Kapitel über *Kommunistische Literatursorgen* (u. a. über Pasternak) gilt die Aufmerksamkeit des Autors aber durchaus der deutschen Literatur, wobei wohl auch Jubiläumsanlässe mitspielten: Schiller, Hauptmann, Gerhardt, Busch. Von eigenwilliger Entdeckerfreude zeugt die kleine Liliencron-Einlage, eine reizende, von Ausfällen gegen die heutigen Künste mit ihren „hochgedrehten mystischen Sorgen“ nicht freie Ehrenrettung des hochpreußischen Gedichtes „Die Musik kommt“.

Alles in allem neigt Werner Weber wohl mehr zu einem Verständnis der Kunst als „humaner Wohnung“ denn als „Gang übers Drahtseil“. In Wirklichkeit ist sie, wie ihm natürlich bekannt ist, beides, ja beides in einem.

Berlin

Kurt Ihlenfeld

CHRONIK

Am 24. September starb *Harald Braun* im Alter von 59 Jahren an den Folgen eines Herzinfarkts. Einer der bekanntesten und zeitweise erfolgreichsten deutschen Filmregisseure ist mit ihm von der Bühne abgetreten. Dennoch gibt uns weniger dieser populäre Ruhm Anlaß, Harald Brauns hier zu gedenken, als vielmehr einige Umstände, die den Menschen Braun, seinen Lebensweg, seine Geistesart aus dem engeren Berufsmilieu des Films angenehm herausheben. Harald Braun war Berliner Pastorensohn, eine sehr städtische, bis ins Fleisch „gebildete“ und gepflegte Erscheinung von hoher Intelligenz, wenschon mit nur mäßigen schöpferischen Potenzen. Der typische „Literat“ unter den Filmregisseuren, zugleich eine eigentümlich deutsche, konservative Form des Literaten. Harald Brauns erstes Auftreten in der Öffentlichkeit ist mit der Gründung der evangelischen Literaturzeitschrift „Eckart“ im Jahre 1924 verbunden. Es erscheint nachträglich wie eine sinnvolle Koinzidenz, daß diese vorzügliche Zeitschrift, obwohl sie ihr Aussehen und ihre Herausgeber in ihrem rund dreißigjährigen Bestehen noch zweimal gewechselt hat, im Todesjahr ihres Begründers leider ebenfalls ihr Erscheinen einstellen mußte. Braun war Eckart-Herausgeber bis 1933, wo ihm Kurt Ihlenfeld folgte. Dann arbeitete er als Redakteur und Theaterkritiker im Scherlverlag und beim Berliner Funk, ehe er 1937, von Carl Fröhlich geholt, zur Ufa ging. Von seinen Filmen (die bekanntesten vor dem Kriege waren: *Nora*, *Träumerei*, *Maria Stuart*; nach dem Kriege: *Nachtwache*, *Solange du da bist*, *Königliche Hoheit*, *Das Herz der Welt*) gingen vielleicht nur wenig spezifisch-filmkünstlerische Impulse aus. Gleichwohl erfüllten sie eine kulturpädagogische Funktion als Dokumente menschlichen und geistigen Anstans

des, deren Schöpfer sich konsequent weigerte, das Böse oder das Prekäre in seinen Wirkungshorizont einzubeziehen. Eine fast zwangsläufig damit verbundene Blässe, die allen Schöpfungen Harald Brauns eigen war, läßt sich als Kehrseite dieser relativen Sündlosigkeit verstehen. Niemand, der Harald Braun gekannt hat, wird den liebenswerten, immer höflichen, in seinem Herzen „christianisierten“, dennoch im Geiste vielgewandten, ja bedeutenden Mann so leicht vergessen können. Daß er in all den späteren Jahren seiner Filmarbeit wenig mehr geschrieben hat, obwohl ihm eine hohe Gabe literarischer Darstellung eigen war, ist ein Defizit, das man jetzt nach seinem recht frühen Tode besonders schmerzlich empfinden kann.

Aus dem Nebel gleichsam, dem Nebel schon lange vorher unterbrochener Information kam ebenfalls im September die Nachricht vom Tode *Karl Benno von Mechows*. Wie es hieß, ist er nach längerem Leiden in einem Sanatorium bei Freiburg i. B. in seinem 63. Lebensjahr gestorben. Auch Mechow, der Katholik, stammte aus Brandenburg. In gewisser Weise war er der Typ eines ins Geistige gewendeten märkisch-preußischen Landadligen, dem großen Bruder in literis et artibus Heinrich von Kleist immerhin durch die Kombination einer dämonischen Schöpferkraft mit einer in der Existenztiefe stark sinngefährdeten Lebensgrundlage verwandt. Mechow litt seit Jahrzehnten an zirkularen Geistesstörungen, die jedoch mit euphorischen Schaffensperioden noch bis in die Nachkriegszeit hinein abwechselten. Das meiste, was er seit 1940 geschrieben hatte, hat er aber selbst wieder vernichtet, aus einer von ihm tief empfundenen Diskrepanz von persönlichem Seelenheil im christlichen Sinne zur Drift eines Schaffensrausches, der ihn immer mehr mit dem Nichts konfrontierte. Seine wichtigsten

Werke sind in den dreißiger Jahren, in der Unheilszeit herausgekommen. Damals war er auch, zusammen mit Paul Alverdes, Herausgeber des „Inneren Reichs“, einer niemals glatt gleichgeschalteten, sondern ernst um Qualität und geistige Unabhängigkeit bemühten Literatur-Zeitschrift. Der Zukunft wird es vorbehalten bleiben und ihrer Prüfung, wieweit Mechows Werke „Das ländliche Jahr“, der einmal zu einem großen, schönen Erfolg gelangte Liebesroman „Der Vorsommer“ (nicht von ungefähr im Titel Adalbert Stifter assoziierend) und die Erzählungen „Sorgenfrei“, „Auf dem Wege“ und „Das Abenteuer“ über die Zeit ihrer ersten Wirkung hinaus Bestand haben werden. Im trüben Licht der dreißiger Jahre war seine Erscheinung eine der reinsten und nobelsten der damaligen deutschen Erzählungskunst. J. G.

BIBLIOGRAPHIE ROMANISCHER ZEITSCHRIFTEN

Unter den Zeitschriften der Sommermonate können vor allem zwei Monographien Interesse beanspruchen: Die Madrider Zeitschrift „Indice“ hat eine Sondernummer (Juni-Juli) Gregorio Marañón gewidmet, der im März 1960 im Alter von 73 Jahren starb. Marañón, in Deutschland hauptsächlich mit seinem *Don Juan* (Holle Verlag) und seiner *Olivares*-Biographie (Callwey) bekannt geworden, war zweifellos eine der letzten großen Gestalten des liberalen Spaniens: er kehrte 1943 nach Madrid zurück, wo er als Arzt und Schriftsteller tätig blieb. Als letztes Werk wurde 1959 seine Biographie von Antonio Pérez deutsch im Insel Verlag herausgebracht. „Indice“ gibt einen wohlorientierten Überblick über das wissenschaftliche und literarische Schaffen Marañóns.

Die „Lettres Nouvelles“ (Paris, Juli-August) widmen sich dem englischen Schriftsteller Malcolm Lowry, der 1957 starb. Sein Buch *Under the Volcano*, 1947 erschienen, wird in

verschiedenen Essays erstaunlicherweise als ebenso bedeutend wie die Werke von Joyce und Faulkner gepriesen (eine deutsche Übertragung erschien im Jahre 1951). Auszüge aus anderen Erzählungen und Reiseberichten, sowie einige Gedichte machen solche Urteile nicht unproblematisch, lassen aber einen kompromißlosen Schriftsteller erkennen. Verblüfft stellt man fest, daß man heutzutage einen Dichter schon drei Jahre nach seinem Tode „wiederentdecken“ muß.

Im August-Heft berichtet „Indice“ über den brasilianischen Lyriker Mario de Andrade, über Antonio Machado und Pío Baroja, von dem Auszüge aus einer neuerschienenen Biographie gebracht werden – im September-Heft finden sich Aufsätze über Dostojewski, Jules Laforgue und den Arcipreste de Hita, der erzählerisch als Vorläufer des spanischen Schelmenromans im 14. Jahrhundert gilt.

Dem Schelmenroman, vor allem dem *Lazarillo* (der ja in diesem Jahr, 400 Jahre nach seiner „literarischen Geburt“, zu Filmehren gekommen ist!), widmet sich auch die September-Oktober-Nummer der „Cuadernos“. Im selben Heft ein nachgelassener Aufsatz von Luis Araquistain über den „Krausismo“ jene philosophische Bewegung, die in dem bei uns fast vergessenen deutschen Philosophen Chr. Fr. Krause (gestorben 1832) ihren Ausgang nahm und in Sanz del Río und Giner de los Ríos die wichtigsten Erzieher des liberalen Spaniens nachhaltig beeinflusste.

Das Juli-August-Heft der *Cuadernos* berichtet aus Südamerika (vor allem Argentinien und Chile), Guillermo de Torre schreibt über den Philosophen Larra, Ignacio Iglesias unterhält sich mit dem Romanautor Camilo José Cela – weitere Artikel sind dem Andenken Albert Camus' und Gregorio Marañóns gewidmet.

Auf eine neue Zeitschrift in Südamerika ist hinzuweisen: Im Verlag der Buchhandlung

Buchholz (Bogota, Kolumbien) erscheint seit Mai 1960 „Eco“, eine kleine Zeitschrift, die es sich vorgenommen hat, deutsche Autoren in spanischer Übersetzung vorzustellen: die ersten vier Nummern enthalten Beiträge von Hesse, Benn, Heisenberg, Heidegger, Ernst Jünger, Guardini, Wolfgang Borchert, Ingeborg Bachmann u. a.

In der italienischen Zeitschrift „Il verri“ (April 1960) schreiben Luigi Nono, Fedele D'Amico und Piero Santi über moderne Musik, daneben werden moderne russische Lyriker vorgestellt – im Juni-Heft erscheint ein Auszug aus dem *Ptolemäer* von Gottfried Benn und ein Aufsatz von Hans Werner Henze über seinen *Prinzen von Homburg* –, Paolo Valesio untersucht die Beziehungen des „Strukturalismus“ (eine allgemeine Linguistik, die auf die Sprachtheorien des Schweizer De Saussure zurückgeht) zur Literaturkritik.

Die „*Temps Modernes*“ (Juni 1960) veröffentlichen das vermutlich interessanteste Kapitel aus den Erinnerungen der Simone de Beauvoir, in dem sie über ihre Begegnung mit Sartre berichtet – im selben Heft wird

der Jugoslawe Miroslav Krleža vorgestellt, dessen Roman *Le banquet en Blithuanie* (wie die Sartre-Erlebnisse von Mme. de Beauvoir) auch im Juli-Heft fortgesetzt werden. Im Juni-Heft wieder zahlreiche Zeugnisse aus Algerien – in der kulturellen Chronik untersucht Bernard Dort den Erfolg Bert Brechts in Frankreich, in einem anderen Artikel das Theater von Jean Genêt (*Le Balcon, Les Nègres*). Das Juli-Heft eröffnet eine Erzählung des Spaniers Juan Goytisolo (*Terres de Nijar*), Bruno Hahn analysiert das *Labyrinth* von Robbe-Grillet, Jean-Louis Ferrier berichtet von einem neuen Léger-Museum in Biot in der Provence.

In der rumänischen Zeitschrift „*Viata Romineasca*“ (Juni 1960) läßt sich unter anderen Gedichten rumänischer und tschechoslowakischer Autoren auch ein Lied auf die Mondhündin Laika entdecken, im Juli-Heft sind einige Gedichte dem Jahrestag der Befreiung Polens gewidmet, ein Beitrag unter dem Titel „Mein Kampf – redivivus?“ beschäftigt sich polemisch mit den Ideen von William S. Schlamm hinsichtlich der Bundesrepublik. K. G. S.

NOTIZEN

Die Rede CARLO SCHMIDS über „Buch und Gesellschaft“ wurde am 7. September 1960 beim Festakt anlässlich des 125jährigen Bestehens des Verlages C. Bertelsmann in Gütersloh gehalten.

Von dem schweizerischen Lyriker und Erzähler KURT MARTI, geb. 1921, der als Pfarrer tätig ist, brachten wir in Heft 48 der NDH „Dorfgeschichten“. Diese und andere Kurzerzählungen der gleichen Kategorie sind jetzt in der Reihe „Das Kleine Buch“ des Sigbert Mohn Verlages unter dem Titel „Dorfgeschichten 1960“ herausgekommen.

Die Aphorismen von MARTIN KESSEL, geb. 1901 in Plauen, werden demnächst im Zusammenhang eines „aphoristischen Kom-

pendiums für hellere Köpfe“ mit dem Haupttitel „Gegengabe“ im Luchterhand Verlag herauskommen.

Von FRANZ BÜCHLER, geb. 1904 in Straßburg/Elsaß, erschienen in Heft 70 der NDH Gedichte. Inzwischen brachte der Eugen Diederichs Verlag einen Band der Lyrik Büchlers unter dem Titel „Erde und Salz“ heraus, den wir in einem der nächsten Hefte besprechen werden.

HINWEIS: Diesem Heft liegen Prospekte folgender Verlage bei: Claassen Verlag, Hamburg; Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf; Diogenes Verlag, Zürich; Verlag DuMont-Schauberg, Köln; Herder Verlag, Freiburg; Langen-Müller Verlag, München, und Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.

Es wird Abend

Bericht aus einem langen Leben. 631 Seiten. Leinen 21.- DM

Flakes Selbstbiographie geht von der Herkunft und von der Jugend im Elsaß aus, um dann unzähligen Begegnungen mit bedeutenden Persönlichkeiten des geistigen Lebens zu schildern. Diese Geschichte eines Mannes ist zugleich europäische Zeitgeschichte.

Fortunat

Roman in zwei Büchern. Erstes Buch: Fortunat. Zweites Buch: Ein Mann von Welt. Mit einem Nachwort des Verfassers und einem Nachwort von Max Rychner. 1567 Seiten. Dünndruck. Leinen 38.- DM

Hier ist keine langweilige Wiederholung der historischen Begebenheiten, keine magere Aufzählung historischer oder sozialer Ereignisse, es ist das Leben selbst, das in diesem Roman abgespielt wird, ein Jahrhundert wird zum Epos verdichtet. RIAS Berlin

Die Monthiver-Mädchen

Roman. 767 Seiten. Leinen 16.80 DM

Das Werk ist einer der ganz wenigen wirklich großen kulturgeschichtlichen Romane, die wir Deutsche überhaupt besitzen. In der Tat: Flake kann erzählen, kann mit einer überlegenen Geistigkeit, mit Humor und Ernst und vor allem einer echten Menschlichkeit erzählen. Alexander Baldus, Welt und Wort

Der Pianist

Das Kleine Buch, Band 140. 94 Seiten. Gebunden 2.40 DM

Die bisher unveröffentlichte Erzählung berichtet davon, wie ein nicht mehr junger Künstler nach 1945 seine Existenz wieder aufbaut. Flakes straffer, manchmal lapidarer Stil ist voll farbiger und plastischer Darstellungskraft.

Zu empfehlen als Weihnachtsgeschenke:

LYRISCHE KARDIOGRAMME · *Liebesgedichte von heute*
Herausgegeben von H. Voss. 128 Seiten. Glanzpappband 6,80 DM
Das zeitlose Thema im Ton und mit dem Vokabular unserer Zeit

WILHELM VON HUMBOLDT · *Das inwendige Leben*
Aus den Briefen Humboldts ausgewählt von H. Voss. 216 Seiten. Leinen 8,50 DM
Gedanken und Betrachtungen von zeitloser Gültigkeit

UNSTERBLICHER GENIUS · *Deutsche Dichter im Gedenken ihrer Freunde*
Herausgegeben von Paul Schneider. 416 Seiten. Leinen 14,80 DM
Eine geradezu einzigartige Fundgrube von tiefgreifenden Charakteristiken

ERGRIFFENES DASEIN · *Deutsche Lyrik des 20. Jahrhunderts*
Herausgegeben von Hans Egon Holthusen | Friedhelm Kemp. 7. Auflage. 30. Tausend. Studienausgabe
kart. 9,80 DM, Leinen 12,80 DM
Das Standardwerk der modernen deutschen Lyrik!

SPEKTRUM DES GEISTES '61 · *Literaturkalender*
144 Seiten mit 56 Autorenporträts in Wort und Bild. Buchform 5,80 DM, in Kassette zum Aufstellen 6,80 DM
Dieser bereits im 10. Jahrgang erscheinende in seiner Art einzige Literaturkalender ist für jeden Bücherfreund unentbehrlich

Ausführliche Prospekte vom *Hartfrid Voss Verlag · Ebenhausen b. München*

Panorama moderner Lyrik

Belgien	Griechenland	Litauen	Rußland
Bulgarien	Großbritannien	Niederlande	Schweden
Dänemark	Israel	Norwegen	Spanien
Estland	Italien	Polen	Tschechoslowakei
Finnland	Jugoslawien	Portugal	Ungarn
Frankreich	Lettland	Rumänien	Vereinigte Staaten

Gedichte des 20. Jahrhunderts in Übersetzungen. Herausgegeben
von Günther Steinbrinker in Zusammenarbeit mit Rudolf Hartung
536 Seiten. Leinen 28.- DM.

Sigbert Mohn Verlag



NEUE BÜCHER

für Sie ausgewählt

„Wer Faulkner liebt und Wolfe, sollte diesen Reisebericht lesen, dieses ungewöhnliche Kunstwerk einer Reportage.“

Frankfurter Neue Presse

ELISABETH KAISER

Tief im Süden Dixies

Eindrücke und Begegnungen im anderen Amerika

208 Seiten, 22 Abbildungen, Leinen 14,80 DM

„Selbst nach Koeppens „Amerikafahrt“, die gewissermaßen als Maßstab heutiger Aussagekraft gelten kann, überrascht dieses Buch durch Darstellungen, die noch intensiver, noch farbiger, noch dichter an die Grundfragen heranführen.“

Rhein-Neckar-Zeitung

Ein neuer Schünemann-Leitfaden

LORENZ STUCKI

Gebändigte Macht – gezügelte

Freiheit

Ein Leitfaden durch die Demokratien

316 Seiten, Leinen 14,80 DM

mit einer Entwicklungsgeschichte, einer Analyse der gegenwärtigen Demokratien, Sach- und Länderregister

„Dieses Buch ist für Jungbürger ebenso aufschlußreich wie für Altbürger lesenswert; jedenfalls wird es all denen hervorragende Dienste leisten, die über politische Angelegenheiten daheim und in der weiten Welt nicht bloß ins Blaue hinaus kannegießern, sondern ordentlich Bescheid wissen wollen.“

Luzerner Neueste Nachrichten

Eine Kulturgeschichte besonderer Art

GIUSEPPE PREZZOLINI

Das Erbe der italienischen Kultur

Übersetzt von Lisa Rüdiger

384 Seiten mit 13 Abbildungen, Leinen 13,80 DM

SAMMLUNG DIETERICH BAND 238

Der deutsche Leser lernt durch dieses Werk ein Italien kennen, über welches er sonst wenig erfährt: ein Land ohne romantische Verbrämung, doch gerade wegen seiner Realitäten von einer geheimen Zauberkraft, die ihm das Land seiner Sehnsucht in einem ganz neuen Lichte erscheinen läßt.

„Ein anregendes essayistisches Werk, dessen gewahrte Geistesfreiheit vor allem imponiert. Prima vista kann man nur sehr angetan davon sein.“

Rhein-Neckar-Zeitung

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

CARL SCHÜNEMANN VERLAG BREMEN

Die moderne Kunst ist im Gespräch

Sympathie oder Abneigung? Jedenfalls sollten Sie über das Neue nicht nur Ansichten haben, sondern auch Einsichten gewinnen.

Dazu verhilft Ihnen

DAS KUNSTWERK

Eine Zeitschrift über alle Gebiete der bildenden Kunst

14. Jahrgang, Großformat 21,5 x 27 cm, Umfang 48–60 Seiten, davon $\frac{1}{3}$ Reproduktionen neuer und alter Kunst, jeweils 2 Farbtafeln

Einzelpreis 3,60 DM. Abonnement vierteljährlich 10,- DM

Ein Probeabonnement (3 Hefte)

erhalten Sie zum Ausnahmepreis von 8,- DM, wenn Sie untenstehenden Gutschein ausfüllen und an den Verlag einsenden. Schreiben Sie uns, wenn Sie weitere Fragen haben.

AGIS-VERLAG BADEN-BADEN

An Agis-Verlag, Baden-Baden, Postfach 7
Gutschein (bitte auf eine Postkarte aufkleben)

Ich bestelle hiermit ein Probeabonnement der Zeitschrift DAS KUNSTWERK zum Preis von 8,- DM bei portofreier Zusendung.

Name:

Genaue Adresse:

.....

Ein historischer Roman
von einem Meister dieser Gattung



OTTO ROMBACH

Anna von Oranien

Roman. 376 Seiten. Leinen 16.80 DM

Anna, als Herzogin von Sachsen geboren, war die zweite der vier Frauen Wilhelms von Oranien, des großen Schweigers, Statthalters der Niederlande, der nach 1560 das Haupt des niederländischen Freiheitskampfes war und 1584 in Delft ermordet wurde. Das Bild dieser Frau ist nur verzerrt überliefert. Rombach gelingt es, dahinter die Gestalt einer lebensvollen jungen Frau freizulegen, die, durch die ihr unbegreiflichen politischen Unternehmungen ihres Mannes in innere Verwirrung und entehrende Armut gestürzt, eine kurze, schmerzliche Liebe zu einem Bürgerlichen erlebt. Die Begegnung mit diesem niederländischen Rechtsanwalt, der später der Vater von Peter Rubens wird, wandelt sie zwar innerlich, zerstört aber ihre Ehe und läßt ihr bis zu ihrem frühen Tod nur einen engen Lebensraum, auf dem sie sich mit ihren Träumen einrichten muß.

Otto Rombach, der Meister des historischen Romans, greift hier wieder mitten hinein in jene Epoche der großen Umwälzungen zu Beginn der Neuzeit, die er auch in seinen anderen geschichtlichen Epen geschildert hat. Er versteht es, hinter den menschlichen Erlebnissen seiner Gestalten auch das Kräftespiel jener Zeit sichtbar zu machen, das noch in unserer Gegenwart nachwirkt. Vor allem aber erzählt er anschaulich, bewegt, aus einer ursprünglichen Fülle und führt den Handlungsbogen in dramatischer Steigerung seinem Höhepunkt entgegen. Es ist kein Zufall, daß ihn nach „Adrian, der Tulpendieb“ nun zum zweitenmal ein niederländischer Stoff zum Schreiben bewegt hat, denn seine Romane erinnern an die Bilder der niederländischen Malerei, ihre Farbenfreude, ihre Ausdruckskraft, ihren Figurenreichtum und ihre Lebenstreue.

deutsche verlags-anstalt stuttgart

Ein großes Thema dichterisch erfaßt:

Schlüsselfiguren unseres Weltbildes



GERTRUD FUSSENEGGER

Zeit des Raben - Zeit der Taube

Roman. 504 Seiten. Leinen 19.80 DM

„Wenn wir das Flügelschlagen über uns rauschen hören – sind es die Flügel des Raben oder die Fittiche der Taube?“ So wird an einer Stelle dieses Romans gefragt. Der Rabe gilt nach einer alten Überlieferung als Symbol der Abenddämmerung, die Taube als Bote des Morgengrauens. Die Epoche um die Jahrhundertwende, in die uns Gertrud Fussenegger führt, stellt sich in der Rückschau als eine Zeit dar, in der sich die beiden Sphären durchdringen: Zeit des Raben *und* Zeit der Taube, in der die geheime Einheit im Widersprüchlichen schicksalhaft zu spüren ist. – In jenen Jahrzehnten bereitete sich vor, was wir heute erleben.

Gertrud Fussenegger erfaßt die Kräfte, die damals entbunden wurden, in zwei historischen Schlüsselfiguren: in Léon Bloy, dem Dichter und „Pilger des Absoluten“, der bereit ist, sich in das „Feuerhaus der Gnade“ schleppen zu lassen, und in Madame Curie, deren Lebenswerk ein neues Weltbild heraufführte, die auf dem Gipfel ihres Ruhms entdeckt, wie der wissenschaftliche und technische Fortschritt dem Menschen eine neue, furchtbare Verantwortung auferlegt.

In diesen beiden Lebensläufen, die in ihrer ganzen Vielfalt, ihrer ganzen Abenteuerlichkeit dichterisch vergegenwärtigt werden, in denen alle Farben des menschlichen Schicksals aufglühen, hat Gertrud Fussenegger nicht nur eine Epoche zusammengefaßt, so getreu sie auch die Zeitumstände schildert. Mit ihnen stellt sie eine Frage an den Leser von heute, für den die apokalyptischen Visionen, denen Léon Bloy standhalten mußte, eben durch die Entdeckungen von Marie Curie zur greifbaren Möglichkeit geworden sind.

deutsche verlags-anstalt stuttgart

Wo stehen wir heute?

*Ein Symposium über die entscheidenden Fragen der Gegenwart. Herausgegeben von
H. Walter Bähr. 256 Seiten. Leinen DM 16.80*

Eduard Spranger:	Leben wir in einer Kulturkrise?
Albert Schweitzer:	Das Problem des Friedens
Karl Jaspers:	Wo stehen wir heute?
Martin Buber:	Hoffnung für diese Stunde
Helmut Thielicke:	Die Neuentdeckung der Welt
Josef Pieper:	Auf dem Wege sein
Wilhelm Röpke:	Zwischen Furcht und Hoffnung
Arnold Toynbee:	Das Zusammenleben der Völker in einer kleinwerdenden Welt
Max Picard:	Wo steht heute der Mensch?
Hermann Heimpel:	Unser Verhältnis zur Geschichte
Klaus Mehnert:	Die weltpolitische Situation
Frank Thieß:	Die Schlange lauert im Grase
Friedrich Heer:	Die Dritte Kraft heute
Emil Preetorius:	Die Lage der Kunst und die Wirklichkeit unserer Zeit
Ernst Jünger:	Der Weltstaat — Organismus und Organisation
Helmut Schelsky:	Zur Standortbestimmung der Gegenwart
Hans Freyer:	Das industrielle Zeitalter und die Kulturkritik
Adolf Portmann:	Biologische Perspektiven
Max Born:	Die Physik in der Problematik unseres Zeitalters
Arthur Jores:	Das Wort des Arztes
H. Walter Bähr:	Nachwort des Herausgebers



125 JAHRE

C. BERTELSMANN VERLAG



NEUERSCHEINUNGEN

HERBST 1960

ERNST KLETT VERLAG

STUTTGART

ERNST JÜNGER · SGRAFFITI

189 Seiten. Leinen 14.— DM

Das neue Werk enthält eine Sammlung von 115 geschliffenen Essays, Reflexionen und Aphorismen, die zum größten Teil bei der Veröffentlichung der Tagebücher ausgespart blieben und nun, zu einer Brillantenkette verbunden, den vielschichtigen Geist des Autors in funkelnder Facettierung widerspiegeln.

„Der Aphoristiker Jünger steht heute auf ziemlich einsamer Höhe. Aber auch sonst hat das Buch einen mindestens zehnfachen Gehalt im Verhältnis zu seiner Seitenzahl, einen nach innen hochgradig verdichteten *Druckraum*.“ *Joachim Günter in Neue Deutsche Hefte*

„Wort und Begriff des Alterswerks böten sich für diesen Band an, wenn dem Autor Ernst Jünger nicht eine knabenhafte Frische geblieben wäre. Sehr schön sind wieder die alten Hobbies als archimedische Punkte benützt, Tier- und Pflanzenbeobachtung, Lesefrüchte und die Auseinandersetzung mit Darwin, Nietzsche und den Ihren, von denen Jünger hergekommen ist.“ *Curt Hoboff in Neue Zürcher Zeitung*

„Ernst Jünger hat den Titel seiner soeben erschienenen Reflexionen sorgsam gewählt. Der Autor will nicht auf zufällige Risse im Verputz der Wirklichkeit angewiesen sein, sondern arbeitet sich mit breit gestreuten Aphorismen, Gedankenskizzen und Einfällen in die Dimension hinter der sterilen Fassade. Es geht ihm um den verdeckten Urgrund, den er wenigstens in Partikeln sichtbar machen möchte, es geht ihm um den letzten Raum. Jüngers Betrachtungssplitter zielen aus der punktuellen Situation ins Allgemeine, in die Grenzbereiche der menschlichen Existenz. Offensichtlich hat sich seine Gabe, bis zu den feinsten Keimen humaner und geschichtlicher Veränderungen vorzudringen, zu einem Sensorium entwickelt, das seinesgleichen schwerlich findet. Der fast unbegrenzte Themenreichtum und seine Behandlung verbieten die Frage nach der Stoßrichtung, dem Ziel.“ *Josef Reding in Echo der Zeit*

ERNST JÜNGER · DER WELTSTAAT

Organismus und Organisation

76 Seiten. Pappband 5,80 DM

Von dem geschichtsphilosophischen Standort aus, den Ernst Jünger in seinem Buch „An der Zeitmauer“ erreicht hat, wird in dieser neuen Schrift das Verhältnis der beiden großen Mächte in West und Ost gedeutet. Die Spannungen und Gefahren, die durch ihre Existenz in die Welt gekommen sind, werden als Erscheinungen des Übergangs, des Übergangs nämlich zu der globalen Einheit eines Weltstaates begriffen, bei dessen zukünftigem Guß die beiden großen Mächte nicht nur als Modelle, sondern geradezu als die Gußmodel dienen müßten.

Diese Entwicklung zum Weltstaat wird von Ernst Jünger in einen höchsten Zusammenhang hineingestellt. Sie bietet sich dar als der den Menschen betreffende Aspekt einer geologisch-kosmischen Bewegung von riesigem Ausmaß, vor der sich die ernste Frage erhebt, ob es gelingen werde, die Freiheit mit der Herrschaft, den Organismus des menschlichen Seins mit einer die Welt umspannenden Organisation in Einklang zu bringen.

Unsere Zeit im Buch

Schicksalsjahre einer Nation

ist der Titel einer modernen Kassette, in der die folgenden vier Bände zur jüngsten deutschen Geschichte zusammengefaßt sind:

HANS LEHMANN

Die Weimarer Republik

Darstellung und Dokumente

96 S., einzeln Ln. 6,80 DM, br. 4,80 DM

HELGA GREBING

Der Nationalsozialismus

Ursprung und Wesen

7. Aufl., 104 S., einzeln Ln. 6,80 DM, br. 4,80 DM

PAUL NOACK

Deutschland von 1945 bis 1960

Ein Abriß der Innen- und Außenpolitik
104 S., einzeln Ln. 6,80 DM, br. 4,80 DM

GÜNTER OLZOG

Zeitgeschichte in Bildern und Zahlen

Erläuternde Zeittafel und 132 Abbildungen zur deutschen Geschichte von 1918 bis 1960

112 S., einzeln Ln. 9,80 DM, br. 7,80 DM
Preis der Kassette mit Leinenbänden 30,- DM

Weitere bedeutsame Neuerscheinungen 1960:

RUDOLF AMELUNXEN **Ehrenmänner und Hexenmeister**

Erlebnisse und Betrachtungen

220 S., 24 Abbildungen, Ln. 16,80 DM

FRIEDRICH KRACKE **Prinz und Kaiser**

Kaiser Wilhelm II. im Urteil seiner Zeit
346 S., 26 Abbildungen, Ln. 19,80 DM

RUDOLF FIEDLER **Im Teufelskreis**

Krieg ohne Frieden. Der 2. Weltkrieg und seine Folgen

224 S., 30 Abbildungen, Ln. 14,80 DM

FRIEDRICH VIGA **Die Rolltreppe**

Roman aus der Weimarer Zeit

416 S., Ln. 22,80 DM

Verlangen Sie bitte den ausführlichen Katalog „Unsere Zeit im Buch“

GÜNTER OLZOG VERLAG (vorm. Isar Verlag)

MÜNCHEN 22

LUDWIG MARCUSE

Mein zwanzigstes Jahrhundert

Auf dem Weg zu einer Autobiographie

389 Seiten. Ganzleinen 18,80 DM

Kleine Kostproben vermitteln schon eine hinreichende Vorstellung von den Ausmaßen dieser Biographie, die eigentlich weniger einem Manne – Marcuse – als vielmehr seiner Zeit gilt. Das sind sehr konkrete Auslassungen zum Thema von der Freiheit und der Unfreiheit des Menschen in unserer Zeit.

Frankfurter Allgemeine Zeitung

CHRISTOPHER HEROLD

Madame de Staël

Herrin eines Jahrhunderts

Aus dem Englischen von Lilly von Sauter

480 Seiten mit 8 Kunstdrucktafeln. Ganzleinen 22,80 DM

Dieses Buch ist auf Grund jahrelanger Studien fundiert geschrieben; es ist gut, ja blendend formuliert; es gibt ein zusammenhängendes Bild von den vielen politischen und literarischen Persönlichkeiten um jene Herrin eines Zeitalters. Herold versteht es außerdem, die Weltgeschichte um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert in einer großartigen Schau vor uns erstehen zu lassen.

ANDRÉ MAUROIS

Alexander Fleming

Arzt und Forscher

Aus dem Französischen von Wilhelm und Modeste Pferdekamp

302 Seiten. Ganzleinen 17,80 DM

In der Gestalt des Alexander Fleming, des Entdeckers des Penicillins, befaßt sich Maurois zum erstenmal mit dem Thema eines wissenschaftlichen Forschers. Maurois' Stil ist klar, exakt, realistisch. Großzügige, chronikhafte Berichterstattung, zum Teil mit beachtlicher wissenschaftlicher Grundlage, wechselt ab mit intuitiver, romanhafter Idylle. Wörtlich übernommene Briefe, Anekdoten und Aussprüche befreundeter Menschen um Fleming geben ein recht lebendiges und glaubwürdiges Bild dieses stillen und gleichmütigen „Helden“ der Wissenschaft.

Gießener Anzeiger



PAUL LIST VERLAG MÜNCHEN

NEUERSCHEINUNGEN HERBST 1960

Hans von Hülsen

RÖMISCHE FUNDE

269 Seiten, 38 Abb. auf Tafeln, 28 Abb. im Text, Leinen DM 16,80
der erste Band der Reihe „Sternstunden der Archäologie“

Dieses Buch gibt auf ebenso unterhaltsame wie wissenschaftlich verlässliche Weise Antwort auf die vielen interessanten Fragen nach der Deutung, Entdeckungsgeschichte und dem Schicksal der berühmtesten Kunstwerke Roms. Eine Fülle von Bildern machen das lebendig Erzählte zum Erlebnis von Sternstunden der Archäologie.

Prof. Dr. Willy Andreas

GEIST UND STAAT

Historische Porträts

221 Seiten, 7 Abb. auf Tafeln, Leinen DM 16,80

Wer an geschichtlicher Betrachtung Freude hat, wird durch diesen Esseyband des bekannten Historikers reich belehrt aber auch literarisch gefesselt sein. Aus vier Jahrhunderten neuzeitlicher Geschichte sind hier mit künstlerischer Hand Bildnisse einmaliger geschichtlicher Gestalten entworfen, die beispielhafte Bedeutung für die Hauptepochen der Neuzeit haben.

Prof. Dr. Hans-Joachim Schoeps

WAS IST DER MENSCH

Philosophische Anthropologie als Geistesgeschichte der neuesten Zeit

352 Seiten, Leinen DM 16,80

In einem 1. Teil „Antworten großer Deuter in der Zeitenwende“ setzt sich Schoeps mit Karl Marx, Kierkegaard, J. Burckhardt, Nietzsche und Kafka auseinander. In einem 2. Teil werden die Versuche philosophischer Besinnung im 20. Jahrhundert behandelt, von Dilthey bis zur Gegenwart. Der 3. Teil ist der medizinisch psychologischen Anthropologie gewidmet, der 4. Teil steht unter dem Thema: Der moderne Mensch und die biblische Verkündigung.

Walter Görnitz

ADOLF HITLER

145 Seiten, kart. DM 4,80

Bd. 21/22 der Reihe „Persönlichkeit und Geschichte“

Es ist nicht erfreulich, die Geschichte und das Leben eines Menschen aufzuzeichnen, der über sein Volk und die Welt namenloses Unheil gebracht hat, aber es ist notwendig, weil dieser Mann mit schrecklicher Gewalt unsere Geschichte verwandelt hat. Eine glänzend geschriebene Untersuchung auf Grund umfassender Kenntnis der Literatur und des neuesten Quellenmaterials.

Bitte fordern Sie ausführliche Prospekte an!

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen!



MUSTERSCHMIDT-VERLAG · GÖTTINGEN

BERLIN · FRANKFURT

Alfred Andersch Die Rote

Roman. 296 Seiten. Leinen DM 14,80 (Reihe Prosa der Gegenwart)

Alfred Döblin Pardon wird nicht gegeben

Roman. Mit einem Nachwort von Walter Muschg. 384 Seiten. Leinen DM 19,80. (Zweiter Band der Ausgewählten Werke Döblins in Einzelbänden, in Verbindung mit den Söhnen des Dichters herausgegeben von Walter Muschg)

Im Sommer 1960 ist als erster Band erschienen: Die drei Sprünge des Wang-Lun. Roman. 502 Seiten. Leinen DM 19,80

Isaak Babel Budjonny's Reiterarmee und anderes

Das erzählende Werk. „Budjonny's Reiterarmee“ und „Geschichten aus Odessa“ in der Übersetzung von Dimitrij Umanskij, die „Autobiographischen Erzählungen“ in der Übersetzung von Heddy Proß-Weerth. Mit einem Nachwort von Walter Jens. 312 Seiten. Leinen DM 14,80 (Reihe Weltliteratur)

Wolfdietrich Schnurre Man sollte dagegen sein

Geschichten. 192 Seiten. Leinen DM 9,80 (Kleine literarische Reihe)

Hans Boesch Das Gerüst

Roman. 197 Seiten. Leinen DM 13,80 (Reihe Prosa der Gegenwart)

Eckart Kroneberg Der Grenzgänger

Roman. 197 Seiten. Leinen DM 13,80 (Reihe Prosa der Gegenwart)

Elio Vittorini Die Garibaldina

Roman. 161 Seiten. Leinen DM 9,80 (Reihe Prosa der Gegenwart)

Helmut Heißenbüttel Textbuch 1

36 Seiten. Broschiert DM 8,80

bei Walter

NEUE BÜCHER - HERBST 1960

Carl Brinitzer

HEINRICH HEINE

Roman seines Lebens · 596 Seiten · Leinen DM 24.-

Michel del Castillo

DIE GITARRE

Erzählung · Aus dem Französischen · 168 Seiten · Leinen
DM 12.80

Siegfried Lenz

DAS FEUERSCHIFF

Erzählungen · 284 Seiten · Leinen DM 13.80

Angel Maria de Lera

FANFAREN DER ANGST

Roman · Aus dem Spanischen · 284 Seiten · Leinen DM 13.80

Hans Scholz

BERLIN, JETZT FREUE DICH

Betrachtungen an und in den Grenzen der deutschen Hauptstadt. Ein Skizzenbuch · 744 Seiten · 1 Klappkarte · Leinen
DM 25.-



HOFFMANN UND CAMPE VERLAG



STIERKÄMPFE

Selbst der gutherzige Tierfreund
der lieber den Stier
gewinnen sähe –
preist die blutigen Schauspiele
der Südländer,
wenn sie lediglich Objekte
des Sammeleifers sind.

*Capas und Banderillas
Trachten der Matadore
Trophäen der Toreros und
Schädel der Stiere*
sammelte eifrig Don Ignacio aus Barcelona.

Erscheint Ihnen das vielleicht zu schwierig?
Dann studieren Sie einmal die Rubrik
KUNSTHANDEL - ANTIQUITÄTEN
in unseren Wochenend-Ausgaben.
Sie steckt voller Anregungen.

Frankfurter Allgemeine
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND



Kuriose Sammelet

Gib mein Volk frei

Acht Negerpredigten. Von James Weldon Johnson. Ins Deutsche übertragen von Rudolf Hagelstange. 88 Seiten mit 13 Zeichnungen von Gerhard M. Hotop. Leinen 8,50 DM



Die in diesem Band vereinigten Negerpredigten sind weder Spirituals, noch sind sie dem Bereich der religiösen Lyrik zuzuordnen. Sie nehmen in der Literatur der amerikanischen Neger eine Sonderstellung ein. An diesen Predigten hat das Volk – ähnlich wie bei den Märchen und Volksliedern – mitgedichtet, sowohl das Volk der Prediger wie das der Gläubigen. Es sind Texte von hoher sprachlicher Gestaltungskraft, zugleich aber Zeugnisse einer für uns kaum noch vollziehbaren Hingabe und Frömmigkeit, Naivität und Glaubensleidenschaft. Rudolf Hagelstange hat sie übertragen und damit dieses bisher fast unbekannte literarische Genre dem deutschen Sprachraum erschlossen.

»Diese Sprache bedingungsloser und bewegender Hingabe findet sich sonst nur noch bei den alten Russen, bei Dostojewskij, Tolstoi, Ljeskow und den anderen großen Schriftstellern.«

Süddeutscher Rundfunk



Gütersloher
Verlagshaus
Gerd Mohn